Zur Psychologie der Geschlechtsdifferenz

Eine kritische Betrachtung

Dissertation

zur Erlangung der Würde eines Doktors
der Philosophie der Philosophisch-Historischen
Fakultät der Universität Basel

vorgelegt von

JOHANNES ZANTOP

aus Basel

BARCELONA 1949
GRAFOS, S. A. - AVENIDA CARLOS I, 157

Zur Psychologie der Geschlechtsdifferenz

Eine kritische Betrachtung

Dissertation

zur Erlangung der Würde eines Doktors
der Philosophie der Philosophisch-Historischen
Fakultät der Universität Basel

vorgelegt von

JOHANNES ZANTOP

aus Basel

BARCELONA 1949

GRAFOS, S. A. - AVENIDA CARLOS I, 157

R. U. V.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Genehmigt von der Philosophisch-Historischen
Fakultät auf Antrag der Herren
Prof. Dr. P. Häberlin und Dr. H. Kunz

Basel, den 13. Mai 1948

Sign. Prof. Dr. K. MEULI
Dekan

Im Buchhandel unter dem Titel: "Zur Psychologie der Geschlechtsdifferenz
Eine kritische Betrachtung" im Test-Verlag, Basel, 1948, erschienen.

EINLEITUNG

Zur Klärung der Frage nach der psychischen Geschlechtsdifferenz

Die vorliegende Arbeit hat die Absicht, die bisherige Psychologie der Geschlechtsdifferenz auf ihre Methode hin einer kritischen Prüfung zu unterziehen. Sie beabsichtigt damit zugleich, eine anthropologisch fundierte Geschlechterpsychologie ermöglichen zu helfen. Da es der Kritik um Grundsätzliches geht, sind nur die wichtigsten Werke berücksichtigt worden.

Um dieser Grundsätzlichkeit willen haben wir uns die Aufgabe gestellt zu erörtern, erstens in welchen Problemzusammenhang die Frage nach der psychischen Geschlechtsdifferenz und zweitens in welchen Lebensbereich die Geschlechtsdifferenz als solche gehöre.

Im Aufsatz über "Idee, Wesen und Wirklichkeit des Menschen" [1] stellt *Kunz* nach längeren abstrakten Ausführungen die Frage, ob nicht die Geschlechtlichkeit als "ein konstitutives Merkmal in die Wesensbestimmung des Menschen aufgenommen werden muss"[2]. Es handle sich dabei um eine Notwendigkeit, die zwar nicht von vorneherein feststehe, aber es lasse sich schwerlich umgehen, wenigstens die Frage darnach zu stellen. - Indem wir mit *Kunz* diese Frage diskutieren, versuchen wir zugleich, die Klärung des Problems der psychischen Geschlechtsdifferenz herbeizuführen.

Kunz stösst sogleich auf die ausserordentliche Schwierigkeit, das Wesen des Menschen, besonders im Hinblick auf *inhaltliche* Bestimmungen, angemessen zu ergreifen. Er fragt, wie es "mit der Geschlechtlichkeit als einem vermutlich den ganzen Menschen durchwaltenden Merkmalskom-

1) Jahrbuch der Schweizerischen philosophischen Gesellschaft, Bd. IV, Basel 1944.
2) Ebendort S. 159.

plex"[3] stehe und fährt nach einem kurzem Rückblick auf die bisherige Behandlung des Problems fort: "Nicht bestreiten lässt sich, dass jeder Mensch entweder männlich oder weiblich ist (von den sehr seltenen echten Hermaphroditen abgesehen). Kann dieses Faktum jenem 'ausserhalb' des Wesens liegenden, etwa die jeweilige 'zufällige' Wirklichkeit mitbestimmenden Bereich zugeschoben oder muss es in die essentielle Bestimmung der Humanitas aufgenommen werden?"[4].

Warum *Kunz* gerade die Geschlechtlichkeit des Menschen als besonderes Problem anführt, geht aus den folgenden Worten hervor: "Die Geschlechtlichkeit ist ja wohl die 'allgemeinste', umfassendste derjenigen Bestimmungen, die auf 'das' Menschsein des Menschen schlechthin folgen - umgreifender jedenfalls als die erblichen, konstitutionellen, rassischen, volksmässigen, landschaftlichen, historischen, nationalen, staatlichen, wirtschaftlichen, kulturellen, sozialen, moralischen und situativen Determinanten"[5]. Woher diese Vorzugsstellung der Geschlechtlichkeit rührt, sagt *Kunz* nicht, ist es doch in diesem Aufsatz nicht seine Absicht, "das aufgeworfene Problem zu lösen oder auch nur hinreichend zu formulieren"[6]; vielmehr wollen seine Erörterungen "das Bewusstsein für die Schwierigkeiten wecken, in die eine philosophische Anthropologie bald gerät, wenn sie sich den Inhalten des menschlichen Wesens nähert"[7].

Welcher Art diese Schwierigkeiten sind, lässt sich gerade am Beispiel der Geschlechtlichkeit sehr gut zeigen. Wenn wir mit *Kunz* die zweite der genannten Möglichkeiten voraussetzen, dass nämlich die Geschlechtlichkeit in die Wesensbestimmung des Menschen aufgenommen werden müsse "dann folgt daraus mindestens die Unhaltbarkeit der beanspruchten Allgemeingültigkeit der anthropologischen Aussagen; sie können von vorneherein nur das männliche oder das weibliche Wesen - nicht 'des' Menschen, sondern des männlichen oder weiblichen Menschen treffen. Das Wesen des Menschen bricht gleichsam entzwei"[8]. Dieses *gleichsam* will natürlich besagen, dass nicht das *Wesen*, wohl aber die Wesens*bestimmung* des Menschen, entzweibricht, weil jedes Geschlecht nur eine für sich gültige Anthropologie entwerfen könnte. Damit aber fiele die für eine Wesensbestimmung *des* Menschen erforderliche Allgemeingültigkeit der Aussagen unweigerlich dahin. Nicht genug damit: auch das Problem, ob die Geschlechtlichkeit als mitbestimmender Faktor in die Wesensbestimmung aufgenommen werden müsse oder nicht, würde gegenstandslos. Das sind die paradoxen Folgen einer Aufnahme von *Inhalten* in die Wesensbestimmung *des* Menschen: sie verunmöglicht nicht nur diese Wesensbestimmung, sondern hebt überdies auch noch das Faktum auf, das uns Anlass zur Fragestellung gegeben hat. Folglich kann es unter Berücksichtigung der Geechlechtlichkeit erstens keine Wesensbestimmung *des* Menschen und zweitens auch keine Wesensbestimmung von Mann oder Frau geben.

Jahrbuch der Schweizerischen philosophischen Gesellschaft, Bd. IV, Basel 1944. - 3) S. 160. 4) S. 160. 5) S. 161. 6) S. 161. 7) S. 161. 8) S. 161.

Wie verhält es sich dann aber mit der von *Kunz* aufgestellten Behauptung, man könne sich des schlichten Eindrucks nicht erwehren, "dass die Geschlechtlichkeit *den* Menschen in einer tief- und durchgreifenden Weise präge" [9], angesichts der Tatsache, "dass jeder Mensch entweder männlich oder weiblich ist" [10] – Was heisst dieses *ist*? Das Wort *Eindruck* weist uns den Weg: jeder Mensch macht auf uns entweder männlichen oder weiblichen Eindruck (sofern wir ebenfalls von den Hermaphroditen absehen). Wenn es nun aber heisst, dass die Geschlechtlichkeit *den* Menschen in einer tief- und durchgreifenden Weise präge, so will damit vermutlich doch noch mehr gesagt sein als nur dies, dass der eine Mensch männlichen, der andere weiblichen Eindruck auf uns mache, nämlich, *dass es männliches und weibliches Wesen* gebe. Sollte dies der Fall sein, dann bräche das Wesen *des* Menschen nicht nur gleichsam, sondern wirklich entzwei, was aber für *Kunz* doch nicht der Fall sein kann, weshalb es "noch einer sorgfältigen und vermutlich nicht leichten Untersuchung des Verhältnisses zwischen dem Wesen des Menschen und den 'zufälligen', dessen Wirklichkeit mitdeterminierenden Faktoren bedürfte" [11].

Wir wollen diese Untersuchung durchführen, zumal die theoretischen Begriffe *Idee*, *Wesen* und *Wirklichkeit* in verschiedener Bedeutung gebraucht werden. Dabei können wir ebenfalls den Ausführungen von *Kunz* folgen, umsomehr als ja sein Aufsatz im Untertitel "Bemerkungen zu einem Grundproblem der philosophischen Anthropologie" ankündigen.

Unter *Idee des Menschen* versteht *Kunz* "das gemeinte Ganze von Merkmalen, die das 'Mensch' genannte Seiende für unser Erkennen zu dem 'machen', was es in sich ist" [12]. Das *Wesen des Menschen* nennt er "das seiende, als intentionaler Gegenstand begegnende, bzw. herausgehobene Korrelat der Idee des Menschen" [13]. Indessen rückt für *Kunz* das Wesen so sehr in die Nähe der Idee, dass ihm Sinn und Recht ihrer Unterscheidung problematisch zu werden scheinen. Trotzdem ist sie ihm wichtig, weil die Intentionsrichtungen der beiden Begriffe verschiedene seien. "Das Wesen meint einen in der Art der menschlichen Existenz seienden Merkmalsbestand, der sich als solcher in allen Menschen durchhält und deren Menschsein konstituiert; oder zutreffender, obzwar paradox, formuliert: der sich in den einzelnen Menschen 'ursprünglich wiederholt'.... Demgegenüber ist die Idee des Menschen auf dessen Wesen gerichtet derart, dass in oder mit ihr für das Erkennen des Wesens ein vorgreifendes Ganzes als Ziel desselben entworfen wird. So bewegt sich das Erkennen, von der Idee geleitet, auf das Wesen zu und käme an sein Ende, wenn ihm in der Ausarbeitung einer philosophischen Anthropologie die Vereinigung oder Deckung der Idee mit dem Wesen gelänge. Dieses steht demgemäss gleichsam 'zwischen' jener und der Wirklichkeit des Menschen" [14] (welche zuvor als das Ganze der in einem bestimmten Augenblick aktualisierten wesensmässigen Möglich-

---

Jahrbuch der Schweizerischen philosophischen Gesellschaft, Bd. IV, Basel 1944. - 9) S. 161. 10) S. 161. 11) S. 161. 12) S. 152. 13) S. 153. 14) S. 154.

keiten des Menschseins, einschliesslich der nicht im Wesen verwurzelten 'zufälligen' Eigentümlichkeiten, definiert worden war). "Die letztere kann offenbar nicht Thema einer philosophischen Anthropologie sein; sondern sie wird ausschliesslich auf dem Wege des faktischen, sowohl erkennenden wie handelnden Zugehens auf einen einzelnen konkreten Menschen, im Appellieren an ihn, im Gespräch mit ihm oder allenfalls in der Biographie zwar nicht ganz erreicht und umgriffen, wohl jedoch mehr oder weniger getroffen. Als Gegenstand einer philosophischen Anthropologie kommt nur das - freilich die Seinsart des Menschen implizierende - Wesen in Betracht" [15].

Diese Begriffsumschreibungen werden erst voll verständlich, wenn wir noch ein weiteres Zitat anfügen: "Der Anspruch der philosophischen Anthropologie auf Allgemeingültigkeit ihrer Befunde und Interpretation hat zur notwendigen Voraussetzung die zunächst weder erweisbare noch widerlegbare Annahme, dass sich die menschliche Natur oder das Wesen des Menschen in allen Individuen und zu allen Zeiten gleichbleibt" [16]. In der Tat ist diese Annahme weder zu erweisen noch zu widerlegen. Es fragt sich nur, ob die philosophische Anthropologie einen *solchen* Anspruch auf Allgemeingültigkeit erheben *muss*. Es könnte nämlich sein, dass es ihr einzig und allein darum ginge zu bestimmen, was wir damit meinen, wenn wir Mensch sagen. Vielleicht wissen wir nicht einmal dies. Wie sollten wir aber unter diesen Umständen behaupten können, ob ein bestimmtes Individuum Mensch genannt werden darf? Die weder erweisbare noch widerlegbare Annahme besteht also bereits darin, dass es ausser dem Individuum, das den Begriff Mensch kennt und auf andere anwendet, noch weitere gibt, auf die dieser Begriff rechtmässig zutrifft. Dabei ist zubeachten, dass diese Annahme aus der Erfahrung geschöpft ist und selbstverständlich den eindeutigen Begriff Mensch schon voraussetzt.

Dieser *Begriff des Menschen* fällt nun *für uns* mit der *Idee des Menschen* zusammen. Ueberall, wo wir einem Individuum Menschlichkeit zubilligen, wenden wir den *Begriff* des Menschen an, weil uns eine mehr oder weniger bestimmte *Idee* des Menschen vorschwebt. Dasselbe meint wohl auch *Kunz*, wenn er die Idee des Menschen auf dessen Wesen gerichtet sein lässt, derart, "dass in oder mit ihr für das Erkennen des Wesens ein vorgreifendes Ganzes als Ziel desselben entworfen wird." [17] So ist tatsächlich das empirische Erkennen immer von einer Idee (dem Vorbegriff) des Menschen geleitet, gleichgültig, ob diese Idee nun richtig gefasst worden ist oder nicht.

In solcher Absicht kann sich unser Erkennen nur dann auf das Wesen eines Menschen richten, wenn wir hier unter *Wesen* das Ganze von Merkmalen dieses *besonderen* Menschen verstehen. *Kunz* dagegen hat jenes Wesen als "einen in der Art der menschlichen Existenz seienden Merkmalsbestand, der sich als solcher in allen Menschen durchhält und deren

---

Jahrbuch der Schweizerischen philosophischen Gesellschaft, Bd. IV, Basel 1944. - 15) S. 154. 16) S. 162. 17) S. 154.

Menschsein konstituiert", [18] d. h. als Wesen *des* Menschen, definiert. Darum käme für ihn die Ausarbeitung einer philosophischen Anthropologie nur dann zu einem Ende, wenn sie, von der Idee geleitet, sich derart auf das Wesen des Menschen bewegte, das ihr die Vereinigung oder Dekkung der Idee mit dem Wesen gelänge; denn als Gegenstand einer philosophischen Anthropologie komme nur das die Seinsart des Menschen implizierende Wesen in Betracht. Wenn nun die Idee des Menschen nur mit dem Wesen *des* Menschen zusammenfällt, so kann diese Idee niemals mit dem Wesen eines ***besonderen*** Menschen zur Deckung gebracht werden, weil dieses Wesen dann überdies dessen Besonderheit auch noch umfasst. Diese aber ist, wenn überhaupt, nur durch Erfahrung bestimmbar. Die Idee als Wesen *des* Menschen muss hingegen *vor* aller Anwendung auf die Erfahrung schon bestimmt sein, und das ist nun die Aufgabe der Anthropologie als philosophischer. Die Notwendigkeit dieser Aufgabe ergibt sich aus dem Faktum der menschlichen Unsicherheit über sein eigenes Wesen. Genauer formuliert ist es darum Aufgabe philosophischer Anthropologie einerseits darzustellen, was der Mensch in Wahrheit ist, und andererseits die möglichen Missverständnisse der Idee zu begreifen.

Um unsererseits die verschiedenen Bedeutungen von *Wesen* darlegen zu können, müssen wir uns in Erinnerung rufen, dass der Begriff Mensch nur hypothetisch auf andere Individuen angewandt werden darf. Nur dann fällt *Wesen* mit *Idee* oder *Begriff* zusammen, wenn es *den* Menschen betrifft. Insofern ist auch das Wesen des Menschen mit dem *Sein* des Menschen identisch. Machen wir nun die weder erweisbare noch widerlegbare Annahme, dass der Begriff *des* Menschen auch noch auf andere Individuen angewendet werden darf, so ergibt sich die Notwendigkeit, vom *Sein* des Menschen begrifflich dessen *Sosein* zu trennen. Darunter verstehen wir die Art und Weise, in der die Besonderheit eines Einzelnen sich manifestiert. Dieses Sosein *eines* Menschen wird nun auch manchmal mit *Wesen* bezeichnet; Wesen bedeutet hier also Eigenart, Individualität, Charakter eines Menschen. Die Bestimmung desselben ist Aufgabe der empirischen (wissenschaftlichen) Psychologie.

Was nun das Verhältnis von *Wesen* und *Wirklichkeit* anbelangt, so war es von *Kunz* dahin definiert worden, dass *Wirklichkeit* das Ganze der *in einem bestimmten Augenblick* aktualisierten *wesensmässigen* Möglichkeiten des Menschseins, einschliesslich der nicht im Wesen verwurzelten, zufälligen Eigentümlichkeiten sei. Das heisst, wenn wir die Seins- und Soseinsbedeutung von Wesen auseinanderhalten, dass die Wirklichkeit als Aktualisierung des Soseins (und in oder mit ihm des Seins) aufzufassen ist, wobei die nicht im Wesen als Idee (Sein) verwurzelten zufälligen Eigentümlichkeiten dem Sosein angehören. Darum ist die empirische Anthropologie oder wissenschaftliche Psychologie zur Bestimmung des Soseins auf die Wirklichkeit angewiesen.

Jahrbuch der Schweizerischen philosophischen Gesellschaft, Bd. IV, Basel 1944. - 18) S. 154.

Neben diesen beiden Bedeutungen von Wesen steht eine dritte, welche in den Formulierungen *Wesen des Mannes, des Weibes,* zum Ausdruck kommt. Dieser Wesensbegriff fällt mit dem Typusbegriff zusammen. Er kommt dadurch zustande, dass wir eine besonders auffallende Funktion oder Gruppe von Funktionen der psychischen Wirklichkeit zur Charakterisierung der gesamten Wirklichkeit verwenden. Genau dies ist bei *Mann* und *Weib* der Fall. Hier wird das geschlechtliche Verhalten als für den ganzen Menschen typisch angesehen, eben in der Meinung, dass es die Wirklichkeit desselben in einer tief- und durchgreifenden Weise präge *(Kunz).* Nebenbei bemerkt, rückt dadurch der Begriff der Wirklichkeit derart in die Nähe des Wesens als Begriff des Soseins, dass sie zusammenzufallen scheinen.

Damit glauben wir, die erste der eingangs gestellten Fragen beantwortet zu haben. Im Vollzug einer Diskussion mit *Kunz* über die Frage, ob die Geschlechtlichkeit als mitbestimmender Faktor mit in die Wesensbestimmung des Menschen aufgenommen werden müsse oder nicht, und nach erfolgter Begriffsklärung, hat sich ergeben, dass die Frage nach der psychischen Geschlechtsdifferenz dem wissenschaftlichen, d. h. empirisch-psychologischen Problemzusammenhang angehört und nicht dem philosophisch-anthropologischen. Da nun aber die Frage nicht nach dem Unterschied zweier menschlicher Individuen in ihrer Besonderheit, sondern nach dem Unterschied der beiden geschlechtlichen Typen, geht, ist es im besonderen der Typologie vorbehalten, unsere Frage nach dem psychischen Unterschied der Gesohlechter zu beantworten.

Nun wenden wir uns der zweiten Frage zu, in welchen Lebensbereich die Geschlechtsdifferenz als solche gehöre. Zu diesem Zweck müssen wir erst in Erfahrung bringen, worin unserer Meinung nach der typische Unterschied von Mann und Weib besteht. Die Antwort darauf dürfte eindeutig zu geben sein: es ist für das Weib typisch, dass es Kinder gebären kann, während es für dem Mann typisch ist, durch Zeugung den Prozess des Kindergebärens im Weibe auslösen zu können.

Man mag sich mit gutem Recht fragen, ob dieser Unterschied der einzig mögliche Ausgangspunkt ist, um den Funktionsbereich der Geschlechtsdifferenz zu bestimmen. Darauf lässt sich antworten, dass dieser Unterschied der einzige im Dienste des Geschlechtes stehende ist. Denn von der als Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes verstandenen Kinderzeugung her haben Zeugen und Gebären *geschlechtliche Dignität* erhalten. Damit ist noch nicht gesagt, dass unser Verständnis der Geschlechtlichkeit auch zutreffend sei, dass es nämlich im geschlechtlichen Verhalten um Erhaltung oder Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes als Ganzen gehe. Trotzdem können wir vorläufig diese als Zweck, jenes als Mittel dazu bezeichnen.

Und dies ist nun auch das Besondere an der geschlechtlichen Differenzierung: sie ist funktioneller Art, d. h. es handelt sich bei ihr um eine Arbeitsteilung im Dienste eines Zweckes. Von hier aus gesehen, ist es sogar fragwürdig, von *Mann* und *Weib* als *Typen* zu sprechen, weil üblicherweise die Typen nur Ordnungsschemata sind, die an die Wirklichkeit he rangetragen werden, um die verwirrende Fülle der Phänomene besser überblicken zu können, ohne dass diese schematische Ordnung in ihr selbst begründet läge. Dies letztere aber ist gerade bei der geschlechtlichen Differenzierung der Fall. Denn die Fortpflanzung ist nicht nur der formallogische, sondern zugleich der sachlogische Grund der Differenzierung. Genauer gesprochen: sie ist der teleologische Grund derselben. Eben deshalb können wir auch nicht sagen, warum es zur Fortpflanzung *zweier* Menschen bedarf. Die geschlechtliche Differenzierung ist ein Faktum, das als solches hingenommen werden muss, ohne es als notwendiges erklären zu können.

Aber nicht nur die Doppelgeschlechtlichkeit ist Faktum, sondern auch die Fortpflanzung, die wir als notwendige ebenfalls nicht erklären können. Dagegen lässt sie sich ***anthropologisch*** verstehen oder interpretieren, obgleich sie nicht nur auf den Menschen beschränkt, sondern vermutlich im ganzen Organismenbereich anzutreffen ist. Es kann nun allerdings nicht unsere Aufgabe sein, hier dieses anthropologische Verständnis der Fortpflanzung von uns aus zu entwickeln, umsoweniger als dies schon in der philosophischen Anthropologie von ***Paul Häberlin*** [19] geschehen ist. Es sei darum ausdrücklich auf diese Anthropologie und deren allgemeinontologische Prolegomena [20] verwiesen.

Bevor wir aus der philosophischen Anthropologie ***Häberlins*** die uns interessierende Stelle zitieren, sei zu ihrem Verständnis folgendes vorausgeschickt. Unter menschlicher Seele haben wir ein politisch interessiertes Individuum zu verstehen, das sich seinerseits als Modus des Seins umschreiben lässt. Dieses Interesse besteht darin, dass das Individuum darauf aus ist, mittels anderer Individuen einen Staat zu bilden, in welchem es herrschen könnte. Wir nennen dieses Individuum üblicherweise ***Seele*** und ihren Staat ***Leib***. Das ganze (subjektive) Interesse der Seele geht auf Bildung und Erhaltung dieses Leibstaates. Er dient zugleich als Verkehrs- und Bemächtigungsmittel für die ausserleibliche Individuenwelt. Darum sind wir berechtigt, vom Leibe als einem Organ oder Werkzeug der Seele zu sprechen. Deshalb darf der Mensch nicht als Zusammensetzung zweier Substanzen, etwa des Geistes und der Materie oder der Seele und des Leibes verstanden werden. Gleichwohl stimmt es, dass er ein zusammengesetztes Gebilde und darum sterblich ist, aber diese Zusammensetzung ist eine von ***einem*** Individuum seiner Organisationsidee entsprechend gefügte. Sofern nun die Leibindividuen als Organ der Seele fungieren, d. h. ihren Willen ausführen, spiegeln sie der Seele ihren Willen wider,

19) Der Mensch. Eine philosophische Anthropologie. Zürich 1941.
20) Naturphilosophische Betrachtungen. Bd. I & II. Zürich 1939/40.

sodass sie um denselben vorstellungsmässig *weiss.* Sie allein hat als seiner-selbstbewusstes Individuum eine Vorstellung oder einen Vorbegriff von sich, nämlich den des *Menschen.* Das und nichts anderes bedeutet darum Mensch-sein: eine Vorstellung, einen Vorbegriff von sich zu haben.

Was nun die Fortpflanzung betrifft, so lässt sie sich aus dem politischen Willen der Seele verstehen. Von ihm heisst es in den naturphilosophischen Betrachtungen: "Es ist derselbe Einheitswille, der den Organismus bildet, der ihn auf Lebenszeit erhält, der ihn gegen Gefahren in ihm selber schützt, und ihn im Aussenverkehr verteidigt. Weil er aber ideeller Wille ist, bildet, schützt, verteidigt er ihn, den Organismus, um der Idee willen, und nicht 'um seinetwillen'. Daher geht er grundsätzlich über den je bestehenden Organismus hinaus, und zwar in doppeltem Sinne: er wirkt im bestehenden Organismus ständig über die Tatsächlichkeit hinaus zu seinem 'Ideal' hin, und er wirkt eben deshalb, weil er an den bestehenden Organismus sich nicht 'bindet', prinzipiell (er ist ein - ideelles Prinzip) über alle reale Präsenz hinaus. So eignet jeder Organisationsidee grundsätzlich die 'Perseveration' schlechthin. Und darum ist der Organisationswille, über alle präsente Realisation hinaus, 'Erhaltungs' - Wille überhaupt. In seinem Dienste, also im Dienste der Idee, steht Fortpflanzung, wo sie besteht, - als eine Form oder Möglichkeit der ideellen Erhaltung." (21) Was insbesondere die Fortpflanzung beim *Menschen* betrifft, so enthält die philosophischen Anthropologie «Der Mensch» dazu folgende ergänzende Bemerkungen: "Von der 'Tatsache' selbst kann, auch was den Menschen betrifft, nur hypothetisch gesprochen werden; doch muss auch dann der ontologischen Einsicht Rechnung getragen werden. Vor allem muss gesehen werden, dass die Entstehung eines Menschen, wenn sie als auf dem Wege der Fortpflanzung geschehend vorgestellt wird, nicht als eine Fortpflanzung der elterlichen Seele aufgefasst werden darf. Die Seele bleibt Seele des Menschen, der ihr und nur ihr zugehört, und sie ist auch nicht teilbar. Kinder sind in diesem Sinne nie Kinder der Seele. Was sich 'fortpflanzt', ist die Organisationsidee insofern, als der Keim, und in ihm die neue Seele, Träger einer der elterlichen mehr oder weniger ähnlichen Menschen-Idee ist,.... Wenn nicht die elterliche Seele, auch nicht teilweise, in die Kinder übergehen kann, dann setzt die (menschliche) Fortpflanzung notwendig die Anwesenheit von menschenfähigen Individuen, also Seelen, im leiblichen Verbande eines der Eltern oder beider voraus. Der Keim eines Menschen kann, im Sinne der Fortpflanzung, nur so entstehen, dass eine Seele sich - unterstützt durch die günstigen Bedingungen des elterlichen Leibes - mit einem neuen Leibe zu umgeben beginnt. Diese Seele war also als Individuum vorhanden; sie ist weder ein Teil der elterlichen Seele noch kann sie im Elternmenschen neu entstehen, - weil sie als Individuum unentstanden so gut wie unvergänglich ist." (22)

Also steht die geschlechtliche Fortpflanzung nicht im Dienste der Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes als Ganzem; und wenn

---

Der Mensch. Eine philosophsche Anthropologie. Zürich 1941. - 21) Bd. II, S. 133. 22) S. 96.

geschlechtlich von Geschlecht im Sinne der Gattung kommt, dann dürfte nicht einmal die Rede von geschlechtlicher Differenzierung oder von Doppelgeschlechtlichkeit sein, sondern es müsste von zwei funktionellen Komponenten gesprochen werden, als deren teleologische Resultante die Fortpflanzung der je besonderen Organisationsidee zu gelten hätte. Und damit müsste alle Lehre von den Geschlechtsunterschieden als eine solche organisationsideeller Art verstanden werden.

Nun ist aber zu bedenken, dass wir über die Art seelischer Organisationsidee gar nichts wissen, denn die Selbsterfahrung, aus der wir alle unsere Kenntnis menschlichen Seelenlebens schöpfen, kann uns darüber nichts sagen. Das hängt damit zusammen, dass die Seele Selbsterfahrung nur während des Verkehrs mit der ausserleiblichen Individuenwelt besitzt, weil nur dann die Leibindividuen ihren Willen widerspiegeln. Von ihrem innenpolitischen Handeln – dem Verkehr mit den Leibindividuen – hat sie keinerlei bildgestaltende Erfahrung; sie spürt den Leib nur als ganzen oder in seinen Teilen. Was wir vom leiblichen Bauplan wissen, ist alles von aussen (und darum indirekt) gesehen, d. h. durch die Sinne des Leibes und nicht ohne diese. So erlaubt uns unser Wissen von der organischen Verschiedenheit der Geschlechter auch keinen Rückschluss auf die organisationsideelle Verschiedenheit ihrer Seelen.

Ebensowenig ist es uns aber gestattet, von der leiblichen Beschaffenheit der Geschlechter auf deren seelische zu schliessen. Denn von ausschlaggebender Bedeutung ist nur unser Wissen aus Selbsterfahrung im geschlechtlich relevanten Verhalten. Dieses ist aussenpolitisches Verhalten durch den Verkehr mit dem gegengeschlechtlichen Partner wie mit den Nachkommen. Es liefert uns das Material für die Psychologie der Geschlechtsdifferenz, die unter typologischem Gesichtspunkt abgefasst sein kann. Wesentlich ist, dass sie sich auf psychische Fakten stützt – und nicht auf physische, mögen diese noch so sehr zur Erklärung der psychischen verleiten.

Damit ist auch die zweite der eingangsgestellten Fragen beantwortet. Funktionsbereich der geschlechtlichen Differenzierung ist die Fortpflanzung der je besonderen Art oder Gattung seelischer Organisationsidee in den Leibern der Nachkommen und nicht diejenige der Gattung des menschlichen Geschlechts als Ganzem.

Es bleibt uns noch ergänzend zu bemerken übrig, dass beide Fragen, sowohl diejenige nach dem Problemzusammenhang wie die nach dem Lebensbereich der psychischen Geschlechtsdifferenz, ihrerseits philosophisch-anthropologischen Charakter besitzen, wobei überdies erstere der philosophisch-anthropologischen Logik angehört. Darum hat die empirische Psychologie und die Kritik derselben beide Fragen als beantwortet vorauszusetzen; und wo dies noch nicht möglich ist, sich diese Antwort auf dem Wege philosophisch-anthropologischer Besinnung zu erarbeiten – wie dies hier geschehen ist.

I

Spekulative Geschlechterpsychologie

In dem schon besprochenen Aufsatz über "Idee, Wesen und Wirklichkeit des Menschen" wurde es von *Kunz* als ein Verwunderung verdienendes Faktum bezeichnet, "dass in den abendländischen Philosophien – im Unterschied zu den drei anderen Ausdrucksmedien der Menschheitsproblematik: den Mythen, Religionen und Dichtungen – die Tatsache, dass der Mensch wie alle übrigen Lebewesen in zwei verschiedenen Geschlechtern vorkommt, einen verschwindenden Reflex hinterlassen hat von *Platon* und *Schopenhauer*, allenfalls auch noch von *Augustin, Feuerbach* und *Kierkegaard* und sonstigen gelegentlichen Bemerkungen abgesehen" [1]. Freilich habe *Kant* in einem Briefe aus dem Jahre 1795 einmal gestanden: "So ist mir nämlich die Natureinrichtung: dass alle Besamung in beyden organischen Bereichen zwey Geschlechter bedarf, um ihre Art fortzupflanzen, jederzeit erstaunlich und wie ein Abgrund des Denkens für die menschliche Natur aufgefallen" [2]. Indessen habe sich dieses Erstaunen nicht weiter ausgewirkt.

Kunz selbst möchte nicht nach den verborgenen Motiven suchen, "welche die fragliche Lücke in den philosophischen Systemen bedingt haben mögen" [3]; jedem stehe es frei, darin das Dokument einer grossartigen Souveränität über die Natur, zu der die Geschlechtlichkeit gehöre, zu sehen. Darum reiche denn auch nicht die ironische Bemerkung *Feuerbachs* zur Erklärung des Sachverhalts aus: "Der Geschlechtstrieb ist aber so wenig ein Freund der Philosophie, insbesondere der spekulativen, und spricht so wenig zu Gunsten der Realität der Allemeinbegriffe, dass er vielmehr die auf die äusserste Spitze getriebene Realität der Individualität ausdrückt, denn erst in ihm vollendet sich die Realität" [4].

Feuerbachs Erklärung dieses Sachverhalts reicht schon deshalb nicht aus, weil es echter Philosophie gar nicht um die Realität der Allgemeinbegriffe geht. Ausserdem kann – wie wir in der Einleitung ausgeführt haben – die Doppelgeschlechtlichkeit als Faktum gar nicht Anlass zu philosophischem Denken werden. Demgegenüber steht aber die Tatsache, dass uns von Seiten der Philosophen mehr als bloss verschwindende Reflexe überliefert sind, zumal das Androgyneproblem die Romantiker lebhaft beschäftigt hat [5]. Allerdings sind wir nicht in der Lage, ihre Reflexionen als philosophische zu würdigen, sondern müssen sie als Geschlechtermetaphysik oder spekulative Geschlechterpsychologie kennzeichnen. Unter dieser

1) S. 158. 2) Von *Kunz* zitiert nach *Heimsoeth: Kants* Philosophie des Organischen in den letzten Systementwürfen. Blätter für deutsche Philosophie, 14 (1940), S. 85, Amerkung lo. 3) S. 159. 4) S. 159. 5) Siehe: *Giese Fritz:* Der romantische Charakter. Bd. 1: Die Entwicklung des Androgyneproblems in der Frühromantik. Langensalza. 1919. Dieser Arbeit verdanken wir manch wertvollen Literaturhinweis.

verstehen wir den Versuch, das empirische Faktum der Doppelgeschlechtlichkeit als denknotwendiges und deshalb apriori einsichtiges erklären zu wollen.

Wir wenden uns zuerst der *Auffassung der Fortpflanzung* zu. Im zweiten Teil seiner "Anthropologie in pragmatischer Hinsicht" [6] spricht *Kant*, unter dem Titel "Vom Charakter des Geschlechts", zuerst von der Natur, deren höchster Zweck die Erhaltung der Art (Gattung) sei. Um diesen höchsten Zweck zu erreichen, habe die Natur in die Organisation des weiblichen Teils der Geschlechter mehr Kunst gelegt, als in die des männlichen, weil dieser mit mehr Kraft ausgestattet sei. Derselbe Gedanke, dass es der Natur um die Erhaltung der Gattung gehe, findet sich auch bei *Fichte*, ebenso bei *Schleiermacher* im Begriff des *Gattungserhaltungstriebes* und bei *Schopenhauer*. Dieser macht in einer gründlichen Untersuchung – wie er selbst behauptet – geltend, dass der Egoismus eine so tief wurzelnde Eigenschaft aller Individualität überhaupt sei, dass, um die Tätigkeit eines individuellen Wesens zu erregen, egoistische Zwecke die einzigen seien, auf welche man mit Sicherheit rechnen könne. Zwar habe die Gattung auf das Individuum ein früheres, höheres und grösseres Recht, als die hinfällige Individualität selbst. Damit sich dieses Recht auch durchsetze, habe die Natur dem Individuum einen gewissen Wahn eingepflanzt, der dahin geht, dass die Erfüllung des Gattungsanspruches den eigenen individuellen Zwecken diene, und dieser Wahn sei der Instinkt [7].

Darin haben die zitierten Autoren wohl Recht, dass sie die Fortpflanzung in den grösseren Zusammenhang des Naturgeschehens stellen, wenn man unter Natur den gesamten aussermenschlichen Bereich versteht. Was aber haben wir unter einer "Natur" zu verstehen, die Zwecke kennt, der es um die Erhaltung der Gattung geht? Es ist zu vermuten, dass bei diesem Naturbegriff die Vorstellung einer Zentralmonade waltet, die alles erschafft und lenkt. Diese Vorstellung ist völlig unzutreffend; denn alles Geschehen ist individuelles Geschehen, da es ausser den Individuen nichts gibt, das ohne dieselben zu wirken vermöchte. Darum könnte im besten Fall von der Natur der Individuen gesprochen werden, womit dann deren Beschaffenheit gemeint wäre. Zu dieser gehört aber keinesfalls die Hinfälligkeit der Individualität. Was *Schopenhauer* Individualität nennt, sind nicht Individuen, sondern Organismen, Gebilde von Individuen. Als Gewordene sind die Organismen freilich hinfällig.

Was nun die Gattung betrifft, die höchster Zweck der Natur sein soll und die ein grösseres Recht auf das Individuum habe, so gibt es diese ebensowenig wie die ihr entsprechenden Allgemeinbegriffe, nämlich als wirkende "Wesen". Gattung ist ein Gruppen- oder Klassenbegriff und

6) Leipzig, 1798. 7) Die Welt als Wille und Vorstellung. Leipzig 1819.

dient zur zusammenfassenden Bezeichnung ähnlicher Organismen. Keinem derselben geht es darum, die Gattung seiner Art zu erhalten, gerade wenn egoistische Zwecke die einzigen sind, auf die wir mit Sicherheit rechnen können. Jedem zentralisierten Organismus geht es um die Erhaltung, und Ausbreitung *seiner* konstruktiven Organisationsidee und nicht der Organisationsidee überhaupt. Beim Menschen kommt das im Wunsche zum Ausdruck, dass die Eltern in ihren Kindern fortleben möchten, was nur beschränkt möglich ist, da ja die Kinder je ihre eigene Seele und damit ihre eigene Organisationsidee haben. Was gegen die Realität der Allgemeinbegriffe spricht, ist nicht etwa der Geschlechtstrieb – wie bei *Feuerbach* –, sondern die Einsicht in das Wesen der Individualität.

Mit der unzutreffenden Auffassung des Fortpflanzugsgeschehens ist natürlich auch nicht gewährleistet, dass die Doppelgeschlechtlichkeit als unerklärbares Faktum anerkannt werde. In der "Grundlage des Naturrechts nach Prinzipien der Wissenschaftslehre" [8], im ersten Abschnitt "Deduktion der Ehe" des zweiten Kapitels, das den "Grundriss des Familienrechts" enthält, stellt *Fichte* die Frage nach dem Grund, warum die Natur zwei Geschlechter absondern *musste*, durch deren Vereinigung allein die Fortpflanzung der Gattung möglich sei. Sein Antwort lautet wie folgt. Der Endzweck der organischen Natur sei die Bildung eines Wesens; diese Bildung trete ein, sobald die dazu nötigen Wirkungsbedingungen der zugrunde liegenden Kraft vorhanden sind. Die Bedingungen dürften nicht dauernd bestehen, sonst würde ein beständiges Gestaltvergehen und Uebergehen in andere Formen – aus dem Streit von Sein und Nichtsein – stattfinden, was der Natur widerspräche. Wenn deshalb eine organische Existenz möglich sein solle, so müsse die die Gattung bildende Kraft geteilt werden: aus der Resultierenden würden Komponenten, erst die vereinigten Hälften gäben ein Ganzes, die volle Kraft und dadurch ein Neues. Die besondere Bestimmung dieser Natureinrichtung der Fortpflanzung sei aber die, "dass bei der Befriedigung des Triebes oder Beförderung des Naturzweckes, was den eigentlichen Akt der Zeugung anbelangt, das eine Geschlecht sich nur tätig, das andere nur leidend verhält". "Das System der gesamten Bedingungen zur Erzeugung eines Körpers der gleichen Art musste irgendwo vereinigt sein und einmal in Bewegung gesetzt, seinen eigenen Gesetzen nach sich entwickeln. Das Geschlecht, in welchem es liegt, heisst durch die ganze Natur hindurch das weibliche. Das erste bewegende Prinzip konnte und musste abgesondert werden, wenn bestehende Gestalt sein sollte. Das Geschlecht, in welchem es, von dem zu bildenden Stoffe abgesondert, sich erzeugt, heisst durch die ganze Natur hindurch das männliche".

In ähnlicher Weise äussert sich *Humboldt*, der nach *Giese* von *Kant* abhängig ist. Die Zeugung sei bei *Humboldt* Ausdruck einer bestimmten

8) Leipzig, 1796.

Kraft, die aus zwei geschlossenen, aber getrennten Prinzipien stamme, einem tätigen und einem leidenden Teile: Zeugen im eigentlichsten Sinne und Empfangen. Da sich die Körper nun selbst nach Geschlechtern trennen, offenbare sich in der Zeugung zuerst deren Unterschied. Was belebend, tätig, einwirkend ist, heisse männlich, was empfängt, leidend hinnimmt, entspreche dem weiblichen Körper. Ja, schon in dem der Zeugung vorangehenden Zustand zeige sich die Differenz: überströmendes Plusgefühl paare sich auf beiden Seiten mit dem Entbehrten. Aber hier trenne sich das Geschlecht nach der Art des Entbehrens. Der Mann suche gleichsam den Ort, die Masse für seine Selbsttätigkeit, er suche den Stoff. Die Frau, gleichfalls von Kraftgefühl beseelt, erstrebe Entwicklung der in ihr liegenden Stofffülle zu einem selbständigen Leben. Die Frau wolle die Kraft injiziert, der Mann projiziert wissen. Vollendung aber ruhe einzig und allein in der Verbindung der beiderseitigen Geschlechtseigentümlichkeiten.

Auch *Friederich Schlegel* charakterisiert den Unterschied der Geschlechter als einen solchen des Gegensatzes. Da sein Ideal eine intersexuelle Menschlichkeit ist, hat die Sexualität für ihn nur Berufswert. Dieses Ziel der Verschmelzung zur intersexuellen Menschlichkeit wird durch Einigung des Bestimmten mit dem Unbestimmten erreicht. Die Frau sei dem Unbestimmten gleich, geheimnisvoll und zauberhaft solle sie sein, wie das Bestimmte, der Mann, genialisch sein solle. So würden sich beide einen zu einer Symbolik des Universums, das *Schlegel* ein "Spielwerk des Bestimmten mit dem Unbestimmten" nennt. Darum gingen die Geschlechter getrennte Wege, entgegengesetzt und doch zum gleichen Ziel hin. Die Frau strebe aus ihrer begrenzten Endlichkeit hinaus ins Grenzenlose, der Mann strebe aus dem unendlichen Wollen zur begrenzten, wirklichen Tat.

Schleiermacher führt in seiner Psychologie aus, dass jeder Mensch einen eigentümlichen Geschlechtscharakter besitze, der sich nicht nur auf die Geschlechtstätigkeit bezieht, sondern auf den ganzen Leib; der Unterschied der Geschlechter sei deshalb organisch gegeben. Darum seien die Sexualfunktionen auch nur kennzeichnende Unterscheidungsmerkmale. Die Teilung in die beiden Geschlechter sei mit dem Daseinseintritt gegeben, ihr Ziel sei Vereinigung zur Produktion. Neben der Bestimmung, dass die Frau voll Rezeptivität, der Mann voll Spontaneität sei, findet sich auch jene, dass, was bei der Frau als Mehr zu buchen sei, beim Manne ausfalle und umgekehrt. Ja, die qualitative Ungleichheit der Geschlechter entspreche den Standpunkten einzeln-zusammenfassend, konkret-abstrakt, wobei das erste Glied der Weiblichkeit, das zweite der Männlichkeit zugeordnet wird.

Das Dogma von der Gattung als höchstem Zweck der Natur hat als zweites die Notwendigkeit der Doppelgeschlechtlichkeit im Gefolge. Nicht so bei *Kant*, der dieses Faktum als einen Abgrund des Denkens empfunden hatte, wohl aber bei *Fichte*. Wenn aber schon dies sich nicht begründen lässt, dass Bildung eines Wesens Endzweck der Natur sei, so kann auch das Folgende, dass es dazu einer zugrunde liegenden Kraft bedürfe,

nicht zutreffend sein. Dasselbe gilt für das Argument der Teilung dieser Kraft in zwei Komponenten: ständiges Gestaltvergehen und Uebergehen in andere Formen ist in Wirklichkeit durchaus vorhanden, mehr noch: sie ist geradezu durch ständiges Gestaltvergehen und Uebergehen in andere Formen zu charakterisieren.

Besonders fragwürdig ist nun aber, dass der Unterschied der Geschlechter aus ihrem Verhalten im Akte der Zeugung abgelesen wird, derart dass das männliche Geschlecht nur aktiv, das weibliche aber nur passiv sich verhalte. Dies ist nicht nur unzutreffend, weil es weder bloss aktives noch bloss passives Verhalten gibt, sondern weil von vorneherein jeglicher Prinzipdualismus an der Wahrheit vorbeigeht. Es ist hier nicht der Ort, dies näher auszuführen, es kann einzig darauf hingewiesen werden, dass es im Begriffe des Prinzips schon liegt, dass es nur *eines* ist. Wir werden später darauf zurückkommen, woher diese dualistische Auffassung stammt.

Eine mildere Form der prinzipiell-dualistischen Auffassung der Doppelgeschlechtlichkeit liegt in der Behauptung *Schlegels* und *Schleiermachers* vor, dass das Verhältnis der Geschlechter ein gegensätzliches und sich ergänzendes sei, wie ihren Formulierungen zu entnehmen ist. Dahin gehört auch das polare Verständnis des geschlechtlichen Verhältnisses, wie wir es bei *Schelling, Schopenhauer, E. von Hartmann* und *Thiel* antreffen.

Schon *Kant* hatte in den "metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft"[9] jegliche Bewegung auf die polar entgegengesetzten Grundkräfte der Attraktion und Repulsion zurückgeführt. Nach ihm hat dann *Schelling* den Gedanken der Polarität zum alles beherrschenden Naturprinzip erhoben, fallen doch in jene Zeit die Entdeckungen des Galvanismus und der elektromagnetischen Phänomene. Diese haben auch bei *Goethe* einen sehr grossen Eindruck hinterlassen. In seinem Gedicht "Weltseele" prägte er *Schellings* Lehre dichterisch um, ebenso wie auch seine "Wahlverwandtschaften" ganz unter diesem Gesichtspunkt komponiert sind.

Im ersten Teil seiner Schrift "Von der Weltseele"[10] handelt *Schelling* von einer positiven und einer negativen Kraft. Erstere sei der Impuls, der die Bewegung anfangen lässt, letzterer die Anziehung, die macht, dass die Bewegung wieder in sich selbst zurückkehrt. Diese beiden Kräfte, zugleich in der Einheit und im Konflikt vorgestellt, führen uns nach *Schellings* Meinung auf die Idee eines organisierenden, die Welt zum System bildenden Prinzips. Dabei müsse der Dualismus der ersten Prinzipien in der Natur deshalb angenommen werden, weil ohne entgegengesetzte Kräfte keine lebendige Bewegung möglich sei. Die reelle Entgegensetzung sei aber nur denkbar, wo die Entgegengesetzten dennoch zugleich in ein- und demselben Subjekt gesetzt seien. Darum sei weder das Prinzip absoluter Differenz noch

9) 1785. 10) Hamburg, 1798.

das absoluter Identität das Wahre; die Wahrheit liege in der Vereinigung beider. Im zweiten Teîl, der vom Ursprung des allgemeinen Organismus handelt, präzisiert *Schelling* die Verteilung der beiden Kräfte. Der Grund des Lebens sei in entgegengesetzten Prinzipien enthalten, davon das positive sich ausserhalb des lebenden Individuums, das negative innerhalb desselben befinden soll. Dies begründet er damit, dass das Leben selbst allen lebenden Individuen gemein sei, was sie von einander unterschiede, sei nur ihre Art des Lebens. Die ganze Mannigfaltigkeit des Lebens in der Schöpfung liege demnach in der Einheit des positiven Prinzips aller Wesen und der Verschiedenheit des negativen Prinzips in den Einzelnen. In der Einleitung des "Ersten Entwurfs eines Systems der Naturphilosophie" [11] betont *Schelling*, dass es sich um einen allgemeinen Dualismus handle, der durch die ganze Natur gehe und dass die einzelnen Gegensätze, die wir im Universum erblicken, nur Sprösslinge jenes Urgegensatzes seien, zwischen welchen das Universum selbst falle. *Schelling* fragt dann darnach, was denn jenen Urgegensatz selbst hervorgerufen habe aus der allgemeinsten Identität der Natur; denn diese selbst sei doch absolute Totalität, weshalb ihr auch nichts engegengesetzt sein könne, denn alles falle in ihre Sphäre und nichts ausserhalb derselben. Er gibt darauf die Antwort, dass der Urgegensatz als aus allgemeinster Identität entsprungen angenommen werden müsste. Denn dadurch sähen wir uns auf eine Ursache getrieben, die die Heterogenität nicht mehr voraussetzt, sondern hervorbringt. Wir könnten sie durch die unbekannte Ursache des ursprünglichen Magnetismus bezeichnen.

Dieser unerklärbaren Dualität ordnet nun *Schelling* die Doppelgeschlechtlichkeit unter, indem er betont, dass wir uns nicht wehren könnten, auch die Trennung in zwei Geschlechter nach den allgemeinen Grundsätzen des Dualismus zu erklären. Auch wenn wir die Prinzipien, die in entgegengesetzte Geschlechter sich trennen, nicht angeben könnten, oder wenn selbst unsere Einbildungskraft dieser Individualisierung der Prinzipien nicht zu folgen vermöge, so liege doch ein solcher Dualismus in den ersten Prinzipien der Naturphilosopie. Diese Prinzipien individualisieren sich in den Geschlechtern bis zur Entgegensetzung; sobald dies der Fall sei, eile die Natur durch Vereinigung beider Geschlechter, die Homogenität wieder herzustellen. An anderer Stelle drükt *Schelling* dasselbe aus, wenn er sagt, dass die Geschlechter, einmal auf der Höhe der gegensätzlichen Entwicklung angelangt, sich wie positive und negative Grössen verhielten, um sich dann wieder zu einem Gemeinsamen zu vereinigen. Dieses neue Individuelle begrenze jetzt die Natur, werde ihre Schranke, aber die Natur erweise sich als stärker. In Kürze zerstöre sie das Gewordene, das Gemeinsame zerfalle in zwei Teile und die Vereinigung könne von neuem beginnen. Dass es sich bei diesen Prinzipien im Grunde genommen um sich widersprechende handelt, kommt dort zum Ausdruck, wo *Schelling* von den Widersprüchen der Natur handelt, aus welchen das Leben als or-

11) Jena 1799

ganisches hervorgehe. Dass es aber dennoch gesteigerte Naturkräfte seien, zeige nichts mehr als der Widerspruch der Natur in dem, was sie durch die Geschlechter zu erreichen suche, ohne es erreichen zu können. Und in der Folge spricht *Schelling* dann vom Hass der Natur dem Geschlecht gegenüber, denn was entstehe eigentlich gegen ihren Willen. Die Trennung der Geschlechter sei ein unvermeidliches Schickal, dem die Natur nachdem sie einmal organisch geworden sei, sich fügen müsse, und das sie nie verwinden könne. Durch jenen Hass gegen die Trennung selbst sehe sie sich in den Widerspruch verwickelt, dass sie, was ihr zuwider sei, aufs sorgfältigste ausbilden und auf den Gipfel der Existenz führen müsse, als ob es ihr darum zu tun wäre, da sie doch immer nach der Rückkehr in die Identität der Gattung verlange, welche aber an die nie aufzuhebende Duplizität der Geschlechter als an eine unvermeidliche Bindung gefesselt sei. Interessant ist noch die Anmerkung *Schellings*, dass Geschlechtslosigkeit nirgends demonstrabel sei; vielmehr erfordere ein regulatives Prinzip a priori, überall in der organischen Natur auf Geschlechtsverschiedenheit auszugehen. Beide Geschlechter müssten überdies den allgemeinen Charakter ihrer Entwicklungsstufe einzeln unvollständig, zusammen aber vollständig ausdrücken.

Schliesslich sind noch *Schopenhauer* und *E. von Hartmann* zu erwähnen. *Schopenhauer* spricht ausdrücklich von der Polarität der Geschlechter und zwar in seinen berühmt-berüchtigten Auslassungen "Ueber die Weiber": "Als die Natur das Menschengeschlecht in zwei Hälften spaltete, hat sie den Spalt nicht gerade durch die Mitte geführt. Bei aller Polarität ist der Unterschied des positiven vom negativen kein bloss qualitativer, sondern zugleich ein quantitativer"[12]. Der qualitative Unterschied der Geschlechter besteht vermutlich darin, dass der Intellekt der Frau, der Wille aber dem Mann zugehörig ist; denn nach *Schopenhauer* erhält das zu erzeugende Kind den Willen vom Vater, den Intellekt aber von der Mutter.

Bei *E. von Hartmann* findet sich der Gedanke des vollendeten Menschentums, das nicht auf der Seite des einen Geschlechts zu suchen sei. Nur in der Vereinigung, der polarem Ergänzung und innigen Wechselwirkung zweier Individuen verschiedenen Geschlechts durch dauerndes Ineinanderleben werde erstens ein Abschleifen der entgegengesetzten Einseitigkeiten und zweitens eine zusammengehörige Totalität erzeugt, aus welcher das Bild des vollendeten Menschentums hervorleuchtet - freilich nicht als individuelle Einzelexistenz, sondern als ideales Bild der sich ergänzenden Zusammengehörigkeit entgegengesetzter Typen.

In neuerer Zeit hat *Thiel* den Versuch unternommen, das "Verhältnis der beiden Geschlechter zur menschlichen Wesenheit und zu einander in allgemein philosophischer Betrachtung"[13] zu bestimmen. *Kunz* sagt von dieser Arbeit: "Dagegen hat *Thiel* mit vorbildlicher Leidenschaftlosigkeit das Verhältnis der beiden Geschlechter zur menschlichen Wesen-

12) Parerga und Paralipomena. Leipzig 1851. 13) Divus Tomas, 12 (1934).

heit diskutiert und das Problem in gewissem Sinne gelöst, wenn man die Demonstration der Fähigkeit der scholastischen Philosophie, auch mittels der sauberen Subsumtion unter die von ihr bereitgestellte Begrifflichkeit gewachsen zu sein, eine Lösung nennen will". [14] *Thiel* geht von der Voraussetzung aus, dass das Verhältnis der Geschlechter ein polares sei. Aber Polarität ist ihm nicht das einzige Prinzip zur Lösung des Problems, das in der begrifflichen Bestimmung der Geschlechtsdifferenz besteht. Erstes Prinzip für *Thiel* ist die Totalität der Geschlechter. Es soll ausdrükken, dass es zur Bestimmung nicht genüge, den Menschen in seine Teile aufzulösen, denn das Ganze sei mehr als seine Teile. Das Prinzip der Polarität besage ein Doppeltes: erstens dass der Mensch Gegensätze in sich vereinige und zweitens dass dadurch in jedem von uns gewisse Spannungen seien. *Thiel* zählt eine Reihe solcher Polaritäten auf: Leib-Seele, aktiv - passiv, Lebenswille - Formwille, Trieb - Bewusstsein, Objekttrieb-Ichtrieb, Lebenstrieb - Todestrieb. Als Urpolarität aber werde der Gegensatz von männlich-weiblich angesehen. Darum hoffe man, gerade durch die Lösung des Geschlechterproblems einen Einblick sowohl in Sein und Leben des einzelnen Menschen als auch in die Geschichte der Völker zu gewinnen. An anderer Stelle sagt er sogar, dass das Problem, wie die vielen und zum Teil grossen Verschiedenheiten zwischen Mann und Frau mit deren wesentlicher Gleichheit in Einklang gebracht werden können, als ein Prüfstein unserer ganzen Philosophie bezeichnet werden dürfte; denn auf dem Wege zu seiner Lösung müssten eine Menge der grundlegendsten Probleme berührt werden. - Bevor sich *Thiel* der scholastischen Methode zur Bestimmung der Geschlechtsdifferenz bedient, betont er, dass Mann und Weib trotz aller unleugbaren Verschiedenheiten unter dieselbe Spezies fallen. Das einzige Mittel, dies zu erkennen, sei die Betrachtung der Weise ihres Tätigseins. Trotz der Polarität ihrer Beziehung seien sie spezifisch gleich tätig. Sie könnten nicht einmal eine Doppelspezies bilden. Denn der Gegensatz von Mann und Weib sei kein spezifischer, noch weniger sei aber das Entgegengesetzte der Fall, dass erst beide zusammen der vollkommene Mensch seien. Vielmehr ergänzen sie einander, sie vervollständigen einander nicht. Deshalb bestimmt *Thiel* das Verhältnis der Geschlechter vorläufig dahin, dass es ein polar-gegensätzliches und sich ergänzendes sei. Das heisst, dass von den vier Gegensatzarten weder der kontradiktorische, noch der konträre, noch der privative, sondern allein der relative auf das Geschlechtsverhältnis zutreffe. Denn allein dieser Gegensatz habe das besondere an sich, dass er in keinem der Partner eine Unvollkommenheit voraussetze. Da nun relativ entgegengesetzte Dinge zugleich erkannt würden, müsse nach einem Mittel gesucht werden, das diese gleichzeitige Erkenntnis von männlichem und weiblichem Charakter erlaube. *Thiel* nennt dieses Mittel nicht ausdrücklich; wir müssen seinen Formulierungen entnehmen, dass es in der Umkehrung besteht: die Frau gibt, indem sie empfängt, der Mann empfängt, indem er

14) S. 160.

gibt. Dieses Verhältnis lässt sich seinerseits nicht umkehren, was *Thiel* wiederum nicht selbst sagt, was aber aus seiner Behauptung hervorgeht, dass nicht die Samenzelle, sondern das Ei befruchtet wird. Daraus entnimmt er, dass sich die Frau darum auch immer als die Empfangende, der Mann aber als der Gebende empfindet, was die Zeugung anbelange. Nachdem *Thiel* festgestellt hat, dass die verschiedene Aktivität und Rezeptivität bei Mann und Frau wirklich das Fundament der Beziehung ist, in der das metaphysische Wesen der beiden Geschlechter gelegen sei, fragt er nach dem untrüglichen Zeichen, dies zu erkennen. Er sieht es darin, dass hinter Aktivität und Rezeptivität nicht zurückgegangen werden kann, denn was sollte es noch hinter Potenz und Akt geben (als noch tiefer liegenden Grund)?

Für die zusammenfassende Kritik der polar-gegensätzlichen Auffassung der Geschlechtsdifferenz haben wir uns zuerst über die allgemein-ontologische und dann die anthropologische Bedeutung der Polarität Rechenschaft zu geben. Wir verweisen auf die *naturphilosophischen Betrachtungen* [15], wo die Polarität der Individuen erörtert wird. Das Individuum ist Modus des Seins, wobei Sein so viel wie Leben und reaktive Einheit bedeutet.. Als Modus des Seins will es auf seine Weise oder seiner Besonderheit entsprechend funktionelle Einheit bilden. Seine Polarität besteht nun darin, dass es einerseits an der Bildung solcher Einheit schlechthin orientiert ist – seine Objektivität – andererseits aber eine Einheit will, die seiner Besonderheit entspräche, was seine Subjektivität ausmacht. Als objektiv orientiertes ist es zur unbedingten Synthesis bereit, als subjektives nicht, d. h. nur beschränkt, unter der Bedingung, dass *es* diese Synthesis gestalten könne. Dadurch befindet es sich einerseits zum objektiven Geschehen in Widerspruch, weil dieses immer nur die Resultante aller individuellen Strebungen darstellt und darum nie der individuellen "Ansicht" entspricht. Andererseits befindet es sich mit sich selbst im Widerstreit, insofern es als objektives am objektiven Geschehen teilnimmt. Als objektives will das Individuum den Gestaltwandel und nicht eine bestimmte Gestalt, die es als subjektives anstrebt.

Für die menschliche Seele gilt grundsätzlich dasselbe, weil sie Individuum ist. Wie wir von vorneherein wissen, ist sie aber nicht "blosses" Individuum, sondern politisch qualifiziertes, d. h. ihre Subjektivität ist dadurch ausgezeichnet, dass sie ein konstantes subjektives Ziel kennt: der Mensch, den sie verewigen will. Da nun aber niemals irgendwelche Gestalt verewigt werden kann – ewig allein ist der Gestaltwandel – befindet sich die Seele in konstantem Widerspruch zum objektiven Geschehen, sie will prinzipiell Unmögliches, ihr Widerspruch bekommt grundsätzlichen Charakter. Prinzip des Geschehens ist der ewige Gestaltwandel, das ist auch der Seele Prinzip als objektiv orientierter. Als subjektiv orientierte kennt sie aber das gegenteilige Prinzip: Aufhören des Gestalt-

15) Paul Häberlin: Naturphilosophische Betrachtungen, Bd. I, S. 124 ff.

wandels, wenn eine Gestalt verewigt werden soll. So liegt bei der Seele nicht nur scheinbar, sondern wirklich ein Dualismus der Willensrichtungen vor, der in ihrem subjektiven Aspekt den Anschein zweier "Seinsarten" bekommt. An Stelle der Polarität tritt die Dualität zweier Prinzipien, zweier Gründe, zweier "Seine".

Von dieser allgemein-ontologischen und anthropologischen Einsicht in die Polarität und in die Dualität der Prinzipien aus gesehen ist nun die Kritik zu führen. Die polar entgegengesetzten Kräfte der Anziehung und Abstossung bei *Kant*, die Kraftkomponenten oder Prinzipien bei *Fichte* und Humboldt, die positiven und negativen Kräfte oder Prinzipien bei *Schelling*, sie alle haben ihre ontologische Wurzel in der Polarität des Individuums, ihren dualen Aspekt aber in der Subjektivität der menschlichen Seele. Damit ist schon gesagt, dass die Dualität verselbständigter Pole als Kräfte, Komponenten und Prinzipien an der Wahrheit des einen Prinzips vorbeigeht.

Wenn wir uns nun, dies berücksichtigend, den Theorien, welche die Doppelgeschlechtlichkeit als notwendige erklären, zuwenden, so gilt es zuerst in Erinnerung zu rufen, dass wir die Frage nach dem Warum derselben nicht beantworten können, denn die Doppelgeschlechtlichkeit ist Faktum. Nicht so die Polarität, die zwar als Faktum auch unerklärbar ist, sich aber aus dem Begriff des Individuums notwendig ergibt. Ordnet man die Doppelgeschlechtlichkeit der Polarität unter, so wird sie dadurch zur notwendig erklärbaren. Die Polarität selbst aber ginge verloren; denn auf zwei Individuen verteilt - Mann und Weib würden je einen Pol repräsentieren - würden dieselben einpolig, was Aufhebung der individuellen Polarität bedeutet. Es genügt demnach also schon, die Geschlechtsdifferenz als polare zu begreifen, um die Polarität in eine Dualität von Kräften, Komponenten oder Prinzipien zu verwandeln.

Nach dieser grundsätzlichen Kritik müssen wir uns noch der Behauptung zuwenden, welche das Verhältnis der Geschlechter als ein relativgegensätzliches und sich ergänzendes charakterisiert. Ein sich ergänzendes Verhältnis ist es auf jeden Fall, was aber nichts anderes heisst, als dass es zweier Organismen bedarf, um die Fortpflanzung zu bewerkstelligen. Dasselbe meinen wir, wenn wir von einer Aufgaben- oder Arbeitsteilung sprechen. Was die relative Gegensätzlichkeit anbelangt, wie sie vor allem von *Thiel* behauptet worden ist, so trifft sie auf den Augenschein zu. In der Tat ist aller Verkehr ein Geben und Empfangen; das eine gibt es nicht ohne das andere. Da dies auf beiden Seiten der Fall ist, lässt sich dies immer nach der Art der Umkehrung formulieren: A gibt, indem er empfängt, B empfängt, indem er gibt. Und dies gilt nicht nur für den Verkehr der Geschlechter untereinander. Aus dem Zeugungsakt zu schliessen, dass das Weib im wesentlichen Empfangende, der Mann aber der Gebende sei, trifft nur gerade hinsichtlich der männlichen Keimzellen zu, darf aber nicht auf die übrigen Funktionen ausgedehnt werden, so dass dann das Weib voll Rezeptivität, der Mann voll Aktivität oder

Spontaneität würde, wie dies von *Schleiermacher* behauptet wurde. Was insbesondere den Geschlechtsverkehr anbetrifft, so finden sich gerade bei ihm beide Pole des Verhaltens stark ausgeprägt: einerseits der Bemächtigungstrieb, der mehr beim Mann in Erscheinung tritt, andererseits der Hingabe- oder Liebestrieb, der sich mehr beim Weib ausgeprägt findet.

Schliesslich gilt es mit *Thiel* zu betonen, dass nicht erst beide Geschlechter zusammen den vollkommenen Menschen konstituieren. Vollendetes Menschentum wird es nie geben, weil dies dem objektiven Geschehen widerspricht. Dürfte man fordern, dass es zum vollkommenen Menschen gehöre, wenn ein Organismus allein die Fortpflanzung bewerkstelligen könne, dann und nur dann wäre es zulässig zu sagen, dass erst Mann und Weib den vollkommenen Mensch ausmache. Nun aber gehört es bloss zum Menschen, ein seiner selbst bewusstes Individuum zu sein, weshalb die Formulierung von der gegenseitigen Ergänzung der Geschlechter zum vollendeten Menschentum unzulässig ist.

Betrachten wir noch kurz die wenigen *psychologisch* relevanten Bemerkungen unserer Autoren zur Geschlechtsdifferenz. Nach *Kant* wolle die Frau herrschen, der Mann aber beherrscht sein, woraus sich seine Sehnsucht nach häuslichem Frieden, ebenso aber des Weibes Gelüste nach häuslichem Krieg verstehen lasse. Ferner verhalte sich das Weib begehrend, der Mann aber werbend, denn die Natur wolle, dass das Weib gesucht würde. Deshalb habe das Weib kalt, der Mann dagegen in der Liebe affektvoll zu scheinen. In der Ehe bemühe sich der Mann um die Neigung seines Weibes, dieses aber um die Neigung aller Männer. Ebenso frage die Frau nicht nach der Enthaltsamkeit ihres Mannes vor der Ehe, ihm dagegen sei sehr viel an derjenigen seiner Frau gelegen. Schliesslich sei noch *Kants* Behauptung erwähnt, dass ein Mann die Fehler der Frauen gelinde beurteile, die Frau aber (öffentlich) sehr streng. Alles in allem genommen sei in der Anthropologie (in pragmatischer Hinsicht) die weibliche Eigentümlichkeit mehr als die männliche ein Studium für die Philosophen.

Bei *Fichte* dehnt sich die Rangordnung der Prinzipien auch auf die Geschlechter aus: das zweite, weibliche Geschlecht soll der Natureinrichtung nach tiefer als das erste, männliche stehen. Es sei Objekt einer Kraft des ersteren und müsse es sein, wenn beide verbunden sein sollen. Als moralische Wesen aber sollen beide gleich sein. Mit dieser Forderung bekommt *Fichtes* Psychologie der Geschlechtsdifferenz eine ganz eigenartige Wendung. Denn die moralische Gleichheit der Frau sei nur dadurch möglich, dass der Geschlechtstrieb, der dem Mann in seiner wahren Gestalt erscheine, dem Weib in verhüllter Form begegne. Der Mann könne, ohne seine Würde aufzugeben, sich seinen Geschlechtstrieb eingestehen und die Befriedigung desselben suchen; das Weib dagegen nicht. Auf die Frage, warum dem so sei, antwortet *Fichte*, dass in einem vernünftigen Wesen nur insofern etwas sei, als es sich desselben bewusst wird. Das

Weib nun sei sich seiner Geschlechtslust nicht bewusst, deshalb existiere diese gar nicht für es, darum könne es sich dieser auch nicht hingeben. Zufolge ihres Triebes müsse sie sich doch hingeben, aber nicht in dem Bewusstsein, sich zu befriedigen, sondern den Mann. Auf den möglichen Einwand, dass ja dann die Frau nur Mittel zum Zweck männlicher Triebbefriedigung würde, antwortet *Fichte*, dass sie dessen ungeachtet ihre Würde bewahre dadurch, dass sie sich selbst freiwillig, zufolge eines edlen Naturtriebes, der Liebe, zum Mittel mache. Und weil es Liebe sei, wenn man sich um eines andern willen, nicht zufolge eines Naturtriebes, aufopfert, so sei Liebe die Gestalt, unter welcher der Geschlechtstrieb sich dem Weib präsentiere. Was den Mann betrifft, so finde sich bei ihm nur der Geschlechtstrieb, der nicht Liebe genannt werden sollte. Liebe sei bei ihm nur ein durch die Verbindung mit einem liebenden Weibe mitgeteilter Trieb und habe eine andere Gestalt. Nur dem Weibe sei Liebe angeboren und nur so sei dieser edelste aller Naturtriebe überhaupt unter die Menschen gekommen. Es sei der innigste Vereinigungspunkt von Natur und Vernunft, das einzige Glied, wo die Natur in die Vernunft eingreift, demnach also das Vortrefflichste unter allem Natürlichen. Nach einer kurzen Zusammenfassung argumentiert *Fichte* folgendermassen: "Es ist wohl kein Mann, der nicht die Absurdität fühlte, es umzukehren und dem Manne einen ähnlichen Trieb zuzuschreiben – ein Bedürfnis des Weibes zu befriedigen, welches er weder bei ihr voraussetzen, noch sich als Werkzeug desselben denken kann – ohne bis ins Innerste seiner Seele sich zu schämen. Ja, des Weibes Würde beruht darauf, dass es ganz so wie es liebt und ist, seines Mannes sei und sich ohne Vorbehalt an ihn und in ihm verloren habe. Das Geringste, was daraus folgt, ist, dass sie ihr Vermögen und alle ihre Rechte abtrete und mit ihm ziehe. Nur mit ihm vereinigt, nur unter seinen Augen und in seinen Geschäften hat sie noch Leben und Tätigkeit. Sie hat sogar aufgehört, das Leben eines Individuums zu führen; ihr Leben ist ein Teil seines Lebens geworden, das trefflich dadurch bezeichnet wird, dass sie den Namen des Mannes annimmt. Männer dagegen, die sich der Herrschaft der Weiber unterwerfen, machen sich lächerlich". [16]

E. von Hartmanns Bemerkungen zum Thema der Geschlechterpsychologie finden sich in seiner "Phänomenologie des sittlichen Bewusstseins",[17] den Prolegomena zu einer jeden künftigen Ethik. Bei der Erörterung der Moralprinzipien der Gerechtigkeit und Rechtlichkeit führt er aus, dass die Weiber in ihrer Mehrzahl ihr Leben lang im Stande der Unmündigkeit bleiben und der Bevormundung durch heteronome Autoritäten bedürften. Das weibliche Geschlecht sei das ebenso unrechtliche wie ungerechte Geschlecht. Mit Rechtlichkeit und Gerechtigkeit fehle ihm aber das Knochengerüst der Sittlichkeit, wie die Schlingpflanze einen festen Baum oder ein künstliches Lattengerüst braucht, um an denselben dem Licht entge-

16) Grundlage des Naturrechts nach Prinzipien der Wissenschaftslehre, Deduktion der Ehe, Grundriss des Familienrechts. 17) Berlin, 1879.

genzustreben, um seine Blätter und Blüten zu entfalten, so bedürfe das Weib entweder eines Mannes von autonomer Vernunftmoral, mit dem es innigst verwächst, oder es müsse als künstliches Lattengerüst heteronome Autoritäten haben, an die es sich klammert.

Es fragt sich, wie ernst wir *Kants* Bemerkungen nehmen dürfen. Denn in der Kürze, wie sie uns vorliegen, möchten sie vielleicht garnicht den Anspruch auf wissenschaftliche Gültigkeit erheben. Auffällig ist, dass seine Charakterisierung des weiblichen Geschlechts frei von abfälligen Bemerkungen ist, ganz im Gegensatz zu seinem "einzigen" Schüler *Schopenhauer* oder zu *E. von Hartmann*. Deren Behauptungen verraten eine stark affektive Einstellung zum andern Geschlecht. Aehnliches gilt von *Fichte*, der sein eigenes eheliches Verhältnis in den oben zitierten Worten niedergelegt haben soll. Es ist aber hier nicht der Ort auf die lebensgeschichtlichen Ursachen dieser Urteile einzugehen, zumal dieselben dadurch zwar verständlich, aber nicht gerechtfertigt werden.

II

Die physiologisch orientierte Psychologie

Als selbständiges Forschungsgebiet tritt die Psychologie der Geschlechtsdifferenz erst um die Wende zum 20. Jarhundert auf, und zwar in der Gestalt der physiologisch orientierten Psychologie.[1] An erster Stelle haben wir das Werk *H. Ellis*, "Man and Woman"[2] zu nennen. Wie aus dem Untertitel "A study of human secondary sexual characters" hervorgeht, beschränkte *Ellis* seine Nachforschungen auf die sekundären Geschlechtsmerkmale. Zu diesen gehören alle jene Organe, die nicht unmittelbar zur Fortpflanzung nötig seien, also z. B. die weibliche Brust an erster Stelle, weil sie Hilfsorgan sei. In der Bestimmung, was zu den sekundären Geschlechtsmerkmalen gehöre, liege die Schwierigkeit nicht so sehr in der Abgrenzung gegen die primären, als in der Begrenzung der sekundären selbst. *Ellis* definiert sie in der Weise, dass sie dazu verhülfen, bei hoher geschlechtlicher Differenzierung die Geschlechter einander anziehender zu machen, um so die Vereinigung von Ei- und Samenzellen zu fördern. Es gebe nun aber noch andere sexuelle Differenzen, die sich nicht so leicht in diese Gruppe einordnen lassen und sehr

1) Anmerkung: Vorher schon waren eine ganze Reihe von Arbeiten erschienen, die als Psychologie der Frau angesprochen werden dürfen. Wir erwähnen unter ihnen: *E. Guhl*, "Die Frauen in der Kunstgeschichte" Berlin, 1858; *J. St. Mill*, "Die Hörigkeit der Frau", Berlin, 1869; *G. Simmel*, "Zur Psychologie der Frauen", Zeitschrift für Völkerpsychologie, 20. (1890); *P. Nacke*, "Verbrechen und Wahnsinn beim Weibe", Wien 1894; *C. Lombroso* und *G. Ferrero*, "Das Weib als Verbrecherin und Prostituierte", Hamburg, 1894; *Laura Marholm*, "Das Buch der Frauen", Berlin 1895 und "Zur Psychologie der Frau", Berlin 1897-1903; *K. Joël*, "Die Frauen in der Philosophie, Samml. gemeinverständl. Vorträge, herg. von *Virchov* und *Holtzendorff*, Heft 246, 1896.
2) London, 1894.

zahlreich seien. Sie stünden vielleicht in indirektem Zusammenhang mit den primären und sekundären Merkmalen; seien aber nicht von grosser Bedeutung für den zoologischen, wohl aber für den anthropologischen Gesichtspunkt und von grossem Interesse für den pathologischen und sozialen Gesichtspunkt. Deshalb wäre es von Vorteil, sie als tertiäre Geschlechtsmerkmale von den übrigen zu unterscheiden. Es ist zu vermuten, das *Ellis* zu den tertiären vor allem die psychischen Unterschiede zählt; denn gegen den Schluss seines Werkes finden sich Kapitel über die intellektuellen Impulse, die hypnotischen Phänomene, die Affektibilität der Weiber, die künstlerischen Impulse, die Todesphänomene und die Variabilitätstendenz der Männer. Die übrigen Kapitel handeln von den physischen Organen, von Wachstum und Proportionen der Körper, von Becken, Kopf, den Sinnen, von Beweglichkeit, Stoffwechsel, den Drüsen innerer Sekretion und schliesslich von Geburt und Sterblichkeit.

Wir sind nun nicht in der Lage, eine kritische Würdigung seines Werkes zu geben, weil es uns nur in englischer Sprache zur Verfügung gestanden hat, deren wir nicht mächtig genug sind, um das Werk so durcharbeiten zu können, wie das nötig wäre. Ueberdies gilt *Ellis'* Untersuchung der *organischen* Verschiedenheit der Geschlechter und nicht der *psychischen*. Erwähnenswert ist, dass er in seinen abschliessenden Bemerkungen alle Vorurteile subjektiv-männlicher oder –weiblicher Herkunft ablehnt, vor allem was die Ueberlegenheit des einen oder anderen Geschlechtes betrifft. So scheint er den Kurzschluss von physischer Beschaffenheit auf die psychische zu vermeiden. Was den physischen Unterschied anbelangt, so benützt *Ellis* zwei Standart-typen, die sich ausserhalb des Geschlechtszustandes befinden: das Kind und den Greis (neben dem Wilden oder Primitiven und dem Affen) in ihren anatomischen und physiologischen Merkmalen. Zwischen Infantilität und Senilität lassen sich alle menschlichen Entwicklungsstufen einordnen, und *Ellis* findet nun, dass das Weib dem infantilen, der Mann aber dem senilen Zustand näher zu stehen scheint.

Ellis hatte die primären Geschlechtsmerkmale in seinen Untersuchungen nicht berücksichtigt. Dies geschah in einem Berliner Arbeitskreis, der sich um *Hirschfeld* gebildet hatte. Es ging vor allem darum, die sexuellen Zwischenformen auf der Grundlage der Bisexualität aller Menschen zu begreifen. Diese war schon früher bekannt gewesen, wurde aber von *E. Lehien* und *W. Fliess* wiederentdeckt, beide mit dem Anspruch der Priorität. Die Erforschung der sexuellen Zwischenstufen wurde dann insofern für die Psychologie der Geschlechtsdifferenz von Bedeutung, als man versuchte, aus diesen physiologischen Daten die sexuellen Abnormitäten (Perversionen) abzuleiten oder zu verstehen.

Und das ist nun auch das Charakteristikum aller physiologisch orientierten Psychologie, dass sie die psychische Beschaffenheit aus der phy-

sischen ableitet oder ableiten will. Als repräsentativen Vertreter solcher Psychologie der Geschlechtsdifferenz können wir *J. P. Möbius* [3] nennen. Am bekanntesten ist seine früher erschienene Schrift "Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes" [4] geworden, auf die wir hier näher eingehen wollen.

Zu Beginn versucht *Möbius* zu bestimmen, was unter dem Schwachsinn zu verstehen sei. Leicht sei es nicht, was am Mangel eines geistigen Kanons liege. Für die Körperformen hätten wir diesen Kanon und könnten deshalb leicht bestimmen, ob diese oder jene Zahl von Zentimetern noch normal sei; für die geistigen Fähigkeiten aber fehle uns jegliche Regel, hier herrsche Willkür. Auch der Schwachsinn sei eine Relation und lasse sich nur im Vergleiche mit seinesgleichen bestimmen. Für *Möbius* steht es nun von vorneherein fest, dass die männlichen und weiblichen Geistesfähigkeiten sehr verschieden sind. "Aber", so fragt *Möbius*, "findet ein Ausgleich statt, derart, dass die Weiber hier mehr leisten, die Männer dort, oder sind die Weiber im Ganzen genommen schwachsinnig im Vergleiche mit den Männern?" [5] Das Sprichwort sei der letzteren Meinung, denn es sage: lange Haare, kurzer Verstand. Die moderne Weisheit wolle davon aber nichts wissen, ihr stehe der weibliche Geist zum mindesten dem männlichen gleich.

So versteht also *Möbius* unter Schwachsinn des Weibes eine geringere intellektuelle Begabung desselben im Vergleich zum Manne. Dies ergibt sich für ihn aus dem Vergleich der Gehirne beider Geschlechter. Körperlich genommen, sei das Weib nämlich ein Mittelding zwischen Kind und Mann und geistig sei dies auch der Fall, wenigstens in vielen Hinsichten. Beim Kinde sei der Kopf relativ grösser als beim Mann, beim Weib aber nicht nur absolut, sondern auch relativ kleiner. *Möbius* führt dann eine Reihe von Anatomen an, deren Untersuchungen ergeben haben sollen, dass die für das geistige Leben ausserordentlich wichtigen Gehirnteile beim Weib schlechter entwickelt seien als beim Mann und dass ihr Unterschied schon bei Geburt bestehe. Da nun aber Mann und Weib dieselben Gehirnwindungen hätten, nur von verschiedener Grösse, so hätten sie auch dieselben geistigen Eigenschaften, ein Mehr oder Minder mache den Unterschied, keine Eigenschaft komme einem Geschlechte ausschliesslich zu. Die Verschiedenheiten seien darum in den eigentlich *geistigen* Fähigkeiten zu suchen. Daran anschliessend sagt *Möbius*, dass einer der wesentlichsten Unterschiede der sei, dass beim Weib der Instinkt eine grössere Rolle spiele als beim Mann. Der Instinkt mache das Weib tierähnlich, unselbständig, sicher und heiter; mit der Tierähnlichkeit sollen sehr viele weibliche Eigenschaften zusammenhängen, auf die hier einzugehen sich erübrigen dürfte.

Was das ganze Wesen des Weibes anbelangt, so ist es für *Möbius* am leichtesten teleologisch zu begreifen. Auf seine Frage, wie dieses Wesen

---

3) Beiträge zur Lehre von den Geschlechtsunterschieden, Halle 1907. 4) 4. Aufl., Halle 1902.
5) S. 17.

beschaffen sein müsse, um seine Aufgabe am besten erfüllen zu können, antwortet er: "Das menschliche Weib soll nicht nur Kinder gebären, sondern diese auch pflegen, da sie, im Gegensatze zu den Jungen der Tiere, so und so viel Jahre hilfebedürftig bleiben. Diese Hilfebedürftigkeit der Kinder mache beim Menschen eine grössere Differenzierung der Geschlechter nötig als bei den Tieren. Beschaffung von Nahrung, überhaupt das Departement des Aeusseren hat der Mann allein zu besorgen, denn das Weib muss in erster Linie Mutter sein. Auch in geistiger Beziehung ist alles, was den Mutterberuf erleichtert, dem Weibe zu geben, alles, was ihn beschwert, zu beseitigen. Mütterliche Liebe und Treue will die Natur vom Weibe"..... "Nach alledem ist der weibliche Schwachsinn nicht nur vorhanden, sondern auch notwendig, er ist nicht nur ein physiologisches Faktum, sondern auch ein physiologisches Postulat. Wollen wir ein Weib, das ganz seinen Mutterberuf erfüllt, so kann es nicht ein männliches Gehirn haben. Liesse es sich machen, dass die weiblichen Fähigkeiten den männlichen gleich entwickelt würden, so würden die Mutterorgane verkümmern und wir würden einen nutzlosen und hässlichen Zwitter vor uns haben". [6] Schliesslich behauptet *Möbius* sogar, die Natur habe gewollt, dass das Weib Mutter sei und alle ihre Kräfte auf diesen Zweck richte. Versage das Weib im Dienste der Gattung, wolle es als Individuum sich ausleben, so werde es mit Siechtum geschlagen, leider damit zugleich auch der Mann, und die Nachkommenschaft gestraft. Deshalb sei es unsere, der Aerzte Pflicht, hier zu raten und zu warnen, die Zukunft werde von uns Rechenschaft fordern.

Zur grundsätzlichen Kritik der physiologisch orientierten Psychologie der Geschlechtsdifferenz können wir an das am Schluss der Einleitung Gesagte anknüpfen. Dort hatten wir gesagt, dass es nicht statthaft sei, von der leiblichen Beschaffenheit der Geschlechter auf deren seelische zu schliessen. Die leibliche Beschaffenheit liesse nur den Schluss auf die innenpolitische Tätigkeit der Seele zu. Diese kann aber die Seele nicht direkt verfolgen; was sie davon indirekt, durch die Sinnesorgane ihres Leibes, wahrnimmt, liefert nur seelisch Unverstandenes, das sich durch keine Deutung in seelisch Verstandenes verwandeln lässt. Darum ist jeder (dogmatische) Schluss von der leiblichen auf die seelische Beschaffenheit ein Kurzschluss. Damit ist zugleich aber auch gesagt, dass ein mit allem Vorbehalt vollzogener Schluss durchaus gestattet ist. Denn es ist nicht zu vergessen, dass alles aussenpolitische Verhalten, das den Inhalt der Selbsterfahrung ausmacht, in seiner Art durch die leibliche Beschaffenheit mitbedingt ist. Versagt ein Leiborgan, so ist die Seele in ihrer Funktion gehemmt. Da wir nun gewöhnlich zuerst das Versagen einer seelischen Funktion feststellen, z. B. des Sehens, ziehen wir den Schluss auf Erblindung des Auges, d. h. wir machen das Organ dafür verantwortlich. Dagegen ist also nichts einzuwenden, wenn wir bei einer seelischen

6) S. 27.

Veränderung des Verhaltens auf ein Versagen des Leiborganes schliessen und uns des hypothetischen Charakters dieses Schlusses bewusst sind. Dabei ist zu beachten, dass dieser "Schluss" in umgekehrter Richtung verläuft, denn in der physiologisch orientierten Psychologie wird voreilig vom Leib auf die Seele geschlossen.

Zu *Möbius* ist im besonderen noch dies zu bemerken, dass seine Ausführungen im Dienste eines politischen Interesses stehen. Es geht ihm um die Erhaltung der menschlichen Gattung, in deren Dienst das Weib zu stehen habe. Aus staatspolitischen Erwägungen heraus kann man eine solche Forderung aufstellen, in wissenschaftlichem Zusammenhang ist sie nicht zulässig. Abgesehen davon steht das Weib ntcht im Dienste der Gattung und ist auch nicht von der Natur zu diesem Dienst bestimmt oder erschaffen worden, weil es weder das eine noch das andere in diesem Sinne gibt.

Möbius Schrift hat in *Alsbergs* "Die geistige Leistungsfähigkeit des Weibes im Lichte der neueren Forschung"[7] eine Antwort gefunden. Zu der Behauptung, dass das Gehirn der Frau auf einer niedereren Stufe der Entwicklung stehen geblieben sei als dasjenige des Mannes, weil das Gewicht des weiblichen Gehirns durchschnittlich geringer ist, macht *Alsberg* geltend, dass der Zusammenhang zwischen Gehirnstruktur und geistiger Leistungsfähigkeit noch gar nicht erforscht sei. Es heisse vielmehr, den Tatsachen Gewalt antun, von der Inferiorität des Weibes in geistiger Hinsicht zu reden, da wir nur berechtigt seien, beim Weib von einer anders gearteten Geistes- und Seelentätigkeit, nicht aber von einer Rückständigkeit oder niederen Entwicklung der weiblichen Psyche zu reden. Der Schädel dess Weibes stellt nach *Alsberg* einen besonderen Typus dar, der in der Mitte zwischen dem Kindes- und dem Mannesschädel stehe: mehr könne und dürfe vorläufig nicht gesagt werden.

Ebenso wie *Möbius* begreift *Alsberg* die Geschlechtsdifferenz als Arbeitsteilung: der Mann habe die Nahrung zu beschaffen, dem Weib obliege die Reproduktion. In allgemeiner Formulierung begreift er den Unterschied der Geschlechter in der Weise, dass der Mann zur Veränderung (katabolisch), die Frau zur Beharrlichkeit (anobolisch) geneigt sei. In elementarer Form sei dieser Unterschied in den Geschlechtszellen angelegt: Das Ei, eine Ansammlung von Nährstoffen, gross und unbeweglich; der Same, klein, beweglich und energiegeladen.

Anhangsweise und als Ergänzung zu unsern grundsätzlich kritischen Bemerkungen hinsichtlich der physiologisch orientierten Psychologie der Geschlechtsdifferenz möchten wir auf die Forschungen des Berliner Biologen *Max Hartmann* hinweisen. Er hat ausgedehnte Experimente der Geschlechtsbestimmung an den Gameten der Flagellaten oder Geiseltierchen durchgeführt und darüber zusammenfassend in "Geschlecht und Ge-

7) Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, 4 (1907).

schlechtsbestimmung" [8] referiert. Diese Gameten sondern eine Reihe von Stoffen ab, von derem verschiedenem Mischungsverhältnis das Eintreten der Kopulation abhängen soll. Je nach dem Mischungsverhältnis wird männliches oder weibliches Verhalten aktiviert. In den allgemeinen Feststellungen erklärt *Hartmann*, dass die bipolare Zweigeschlechtlichkeit eine allgemeine Erscheinung aller Befruchtungsvorgänge sei. [9] Was die Geschlechtsbestimmung anbelange, so seien für alle Stufen derselben die beiden gleichen Grundprinzipien wirksam: erstens die bisexuelle Potenz und zweitens die relative Stärke äusserer modifikatorischer oder erblich genetischer Faktoren (Realisatoren), die den zwittrigen oder getrenntgeschlechtlichen Zustand bestimmen. Auf diese beiden Prinzipien lasse sich die ungeheure Mannigfaltigkeit der Sexualitätserscheinungen im ganzen Organismenbereich zurückführen. Sie bilden die Grundlage einer allgemeinen Theorie der Sexualität. [10]

Aber nicht nur diese Ergebnisse, sondern auch diejenigen auf dem Gebiete der Sexualhormonforschung können als Illustration unserer Behauptung dienen, dass das aussenpolitische Verhalten der Seele von der Beschaffenheit des Leiborganes abhängt oder geprägt ist. So lässt sich das Gefühlsleben in geschlechtlicher Beziehung durch entsprechende Abgaben von Sexualhormon nachhaltig beeinflussen und umbestimmen. Allein dies schon dürfte nahelegen, dass niemals von männlicher oder weiblicher Seele zu sprechen ist, sondern nur von männlichem oder weiblichem Verhalten, bedingt durch die Beschaffenheit des Leiborgans. Womit es zusammenhängt, dass die eine Seele sich einen weiblichen Organismus, eine andere einen männlichen baut, und dass das Verhältnis in unseren Breitengraden 106 : 100 ist, das wissen wir nicht. Vielleicht hängt auch dies nur mit den Umweltbedingungen zusammen, die wir bis jetzt noch nicht kennen.

III

Weiningers Typologie und Charakterologie

Eine besondere Stellung nimmt *Otto Weiningers* "Geschlecht und Charakter" [1] in der Literatur ein, weil es, wie aus dem Untertitel hervorgeht, den Anspruch erhebt, "eine prinzipielle Untersuchung" zu sein. Wir werden darum auch unsere Krittk auf das Grundsätzliche beschränken.

Zu Beginn des Vorwortes heisst es: "Dieses Buch unternimmt es, das Verhältnis der Geschlechter in ein neues, entscheidendes Licht zu rücken. Es sollen nicht möglichst viele einzelne Charakterzüge aneinandergereiht

8) Samml. Göschen, Bd. 1127, Berlin 1939. 9) S. 15. 10) S. 103.

1) Wien, 1903. Zitate alle nach der 16. Aufl. Wien, 1917.

nicht die Ergebnisse der bisherigen wissenschaftlichen Messungen und Experimente zusammengestellt, sondern die Zurückführung allen Gegensatzes von Mann und Weib auf ein einziges Prinzip versucht werden. Hierdurch unterscheidet es sich von andern Büchern dieser Art. Es verweilt nicht bei diesem oder jenem Idyll, sondern es dringt bis zu einem letzten Ziele vor; es häuft nicht Beobachtung auf Beobachtung, sondern bringt die geistigen Differenzen der Geschlechter in ein System; es gilt nicht den Frauen, sondern der Frau. Zwar nimmt es stets das Alltäglichste und Oberflächlichste zu seinem Ausgangspunkt, aber nur um alle konkrete Einzelerfahrung zu deuten. Und das ist hier nicht induktive Metaphysik, sondern schrittweise, psychologische Erfahrung". [2] Darauf betont er, dass die Untersuchung keine spezielle, sondern eine prinzipielle sei. Die Psychologie, welche seiner Darstellung dient, nennt *Weininger* eine philosophische, wenn es auch ihre eingentümliche Methode bleibe, vom trivialsten Erfahrungsbestande auszugehen. Dies hänge damit zusammen, dass das Einzelproblem des Geschlechtsgegensatzes mehr den Ausgangspunkt als das Ziel des tieferen Eindringens bildet.

Verfolgen wir nun die schrittweise, psychologische Erfahrung. Um "die sexuelle Mannigfaltigkeit", die den I. Teil des Werkes umfasst, zu begreifen, konstruiert *Weininger* im II. Teil "die sexuellen Typen". Zu dieser Konstruktion sieht sich *Weininger* gezwungen, denn so wie es keine idealen Gase gebe, so könnten wir einen idealen Mann und ein ideales Weib, die es in Wirklichkeit auch nicht gibt, als sexuelle Typen aufstellen. Diese Typen könnten nicht nur, sie müssten konstruiert werden. *Weininger* nennt die Typen auch Baupläne; ihnen komme keine metaphysische Existenz neben oder über der Erfahrungswelt zu, sondern ihre Konstruktion sei notwendig aus heuristischen Motiven zu einer möglichst vollkommenen Abbildung der Wirklichkeit. Diese Wirklichkeit soll ideell erkannt werden, weil es *Weininger*, dessen weltanschauliche Grundlage ***Kant***, ***Platon*** und das ***Christentum*** bilden, auf die Idee, dem einzigen Objekt der Kunst wie der Wissenschaft, ankommt. Für die Erkenntnis der sexuellen Mannigfaltigkeit ist es also notwendig, zuerst die Typen zu konstruieren; dann könne die sexuelle Mannigfaltigkeit begriffen werden, und zwar als quantitatives Mischungsverhältnis. Mann und Weib verhalten sich als Typen so wie zwei Substanzen, die es aber in Wirklichkeit nicht gebe sondern nur deren Adjektive, männlich und weiblich.

Mit Hilfe dieser Typologie formuliert *Weininger* das Gesetz der sexuellen Anziehung. Da ihm die vage Formulierung der geschlechtlichen Anziehung als "Gegensätze ziehen sich an" nicht genügt, versucht er es mit Hilfe mathematischer Symbolisierung. Sein bekannt gewordenes Gesetz lautet: "Zur sexuellen Vereinigung trachten immer ein ganzer Mann (M) und ein ganzes Weib (W) zusammenzukommen, wenn auch auf die zwei verschiedenen Individuen in jedem einzelnen Fall in verschiedenen

2) S. V.

Verhältnissen verteilt". [3] Konkret: besitzt z. B. ein Mensch ¾ M und ¼ W, so entspricht ihm als Korrelat ein Mensch von ¼ M. und ¾ W. Dass Mann und Weib als sexuelle Typen einander anziehen, ist als Spezialfall jenes Verhältnisses zu verstehen, wo ein imaginäres Individuum X mit 1 M und 0 W sein Komplement in einem ebenso imaginären Individuum Y mit 0 M und 1 W findet. *Weininger* sagt, dass es sich da um ein empirisches Gesetz handle, weil es aus der Beobachtung gewonnen sei. Infolge der Art seiner Einführung hafte ihm aber etwas Dogmatisches an, das ihm beim Mangel an Begründung um so schlechter anstehe, als vieles hypothetisch bleibe. *Weininger* erwähnt übrigens *Goethes* Roman "Die Wahlverwandtschaften", in welchen er sein Gesetz der sexuellen Anziehung dargestellt zu sehen glaubt; ja, er ist stolz darauf, als Erster diesen Grundgedanken des Romans wieder aufgenommen zu haben.

Aber nicht nur die Formen heterosexueller Anziehung meint *Weininger* quantitativ begreiflich gemacht zu haben, sondern auch diejenigen der homosexuellen. Da jeder Mensch bisexuell veranlagt sei, gebe es unendlich viele Uebergänge, die vom männlichsten Maskulinum über den weiblichen Mann und das männliche Weib zum weiblichsten Femininum führen. In deren Mitte kämen die psychischen und physischen Hermaphroditen zu liegen. Auf diese Weise reiht *Weininger* die Homosexualität als Geschlechtlichkeit der Mittelstufen in den kontinuierlichen Zusammenhang der sexuellen Zwischenformen ein, die als real gelten, indes die Extreme nur Idealfälle sind. So sind nach *Weiningers* Theorie alle Wesen nicht nur heterosexuell, sondern auch homosexuell veranlagt. Und das konträre Geschlechtsgefühl bleibe nicht länger eine Ausnahme vom Naturgesetz, sondern werde zu einem Spezialfall desselben. Uebrigens offenbare sich die Bisexualität nicht gleichzeitig, sondern nacheinander. Die Wirklichkeit lasse ein Oszillieren des Menschen zwischen männlichem und weiblichem Verhalten erkennen. Darum werde in einem homosexuellen Verhältnis immer der eine Partner die Rolle des Mannes, der andere die Rolle des Weibes übernehmen, gleichgültig, ob es sich um männliche oder weibliche Homosexualität handle.

Damit haben wir das Wesentliche aus dem I. Teil über die sexuelle Mannigfaltigkeit referiert. Es ist derjenige Teil, der auch später positiv gewürdigt worden ist. Besonders *Weiningers* Gesetz der sexuellen Anziehung ist von Aerzten und Naturwissenschaftern immer wieder in zustimmendem Sinne zitiert worden. Dies ist deshalb von Interesse, weil *Weininger* selbst ein erklärter Gegner der naturwissenschaftlichen Psychologie war und nach seiner eigenen Aussage sich erst von der Biologie befreien musste, um Psychologe sein zu können.

Der II. Teil bietet mit der Konstruktion der sexuellen Typen zugleich die Charakterologie. Bevor wir uns den näheren Ausführungen dieser Typologie und Charakterologie zuwenden, wollen wir den *methodischen*

3) S. 23.

Erwägungen *Weiningers* folgen. Er weiss um das Problematische seiner Charakterologie; denn obwohl er unter anderem ausdrücklich sagt, dass Mann und Weib als Typen nirgends vorkommen, kann er es doch nicht lassen, ihnen Realität zuzubilligen: "Trotz aller sexuellen Zwischenformen ist der Mensch doch am Ende entweder Mann oder Weib. Auch in dieser ältesten empirischen Dualität steckt eine tiefe Wahrheit, die sich nicht ungestraft vernachlässigen lässt." [4] Und er mahnt, es handle sich um einen Schritt von ausserordentlicher Tragweite, weil mit dieser Anschauung ein Sein statuiert werde, das zwar keineswegs mit der metaphysischen Essenz identisch, dafür aber problematisch sei, womit die Hauptschwierigkeit der Charakterologie zusammenhänge, deren Aufgabe die Erforschung dieses Seins darstelle. Da es nun für *Weininger* entsprechend der ältesten empirischen Dualität von Mann und Weib auch zweierlei Sein gibt, sieht er sich infolge Anerkennung der empirischen Dualität als Wahrheit vor das alte und immer noch lebendig zähe Grundproblem gestellt, das er in die Frage kleidet: "Gibt es ein einheitliches und einfaches Sein im Menschen, und wie verhält es sich zu der zweifellos neben ihm bestehenden Vielheit?" Und er fährt fort: "Gibt es eine Psyche? Und wie verhält sich die Psyche zu den psychischen Erscheinungen? Man begreift nun, warum es noch immer keine Charakterologie gibt: das Objekt dieser Wissenschaft, der Charakter, ist seiner Existenz nach selbst problematisch. Das Problem aller Metaphysik und Erkenntnistheorie, die höchste Prinzipienfrage in der Psychologie, ist auch das Problem der Charakterologie, das Problem 'vor aller Charakterologie, die als Wissenschaft wird auftreten können'. Wenigstens aller erkenntniskritisch über ihre Voraussetzungen, Ansprüche und Ziele unterrichteten und aller Unterschiede im Wesen des Menschen Belehrung erstrebenden Charakterologie." [5] Später hebt *Weininger* nachdrücklich hervor, dass das Unternehmen einer Charakterologie vor allem den Begriff eines einheitlichen Seins involviere. Ausserdem sei der Charakter nicht etwas hinter dem Denken und Fühlen des Individuums Thronendes, sondern etwas, das sich in jedem Gedanken und jedem Gefühle desselben offenbare, denn es stecke in jedem Augenblicke des psychischen Lebens der ganze Mensch. Und dieses überall in jedem psychischen Zustande nachweisbare Sein sei das Objekt der Charakterologie. An anderm Ort sagt *Weininger*, dass es eben nicht nur Erscheinungen, sondern auch noch ein höheres Sein gebe. Als Zeichen dieses Seins weisen die Erscheinungen auf es hin.

Angesichts dieser zweifelhaften Ausgangslage jeglicher Charakterologie mag man sich fragen, woher *Weininger* den Mut nimmt, trotzden eine solche in Angriff zu nehmen, Ein Misslingen der Charakterologie hätte nämlich weittragende Folgen für die Psychologie selbst, weil ein Vorrang der Charakterologie vor der Psychologie bestehe. *Weininger* begründet das damit, dass alle Psychologie von Individuen verfasst sei, deren besonderer Charakter sich in ihrer Psychologie ausdrücken müsse.

4) S. 98. 5) S. 100.

Also müssten zuerst alle Charakterunterschiede erforscht werden, um die in der allgemeinen Psychologie zum Ausdruck kommende Individualität der Psychologen in Abzug bringen zu können. Im übrigen müsse die Psychologie zwar nicht in ihren Voraussetzungen, wohl aber in ihren Endabsichten philosophisch bleiben, denn: "Keine Wissenschaft muss, wenn sie unphilosophisch wird, so schnell verflachen wie die Psychologie. Die Emanzipation von der Philosophie ist der wahre Grund des Verfalls der Psychologie." [6]

Weiningers Charakterologie betrifft nun nicht so sehr den Mann als das Weib (als Typus), handeln doch allein zwei ausführliche Kapitel vom Wesen des Weibes und seinem Sinn im Universum und von Weib und Menscheit. Folgen wir dieser Charakteristik des Weibes, so lässt sich das Wesen des Weibes am kürzesten durch Wesenlosigkeit umschreiben. Sein Sinn sei Unsinnigkeit oder Sinnlosigkeit. Es habe kein Ich und sei ohne Seele; weder Essenz noch Existenz komme ihm zu. Das Weib *ist* nicht, so heisst es an einer Stelle emphatisch. Von daher ist auch der Titel von *Weiningers* Werk zu verstehen. Ob man Charakter habe, das hängt vom Geschlecht ab. Dem Typus Weib anzugehören, bedeutet dann soviel wie Charakterlosigkeit. Des Weibes Eigenschaft sei die, keine Eigenschaft zu haben. Trotzdem ihm kein Ich und kein Wesen zukomme, finde sich Spaltung der Persönlichkeit, Duplizität und sogar Triplizität nur bei ihm, weil Spaltung der Persönlichkeit nur dort möglich sei, wo keine ist. Natürlich hat dann das Weib auch keinen Anteil an der ontologischen Realität, kein Verhältnis zum Ding an sich, zu Gott, zum Absoluten, zur Idee, zum Guten. Darum sei es nicht etwa antimoralisch oder antilogisch zu nennen, sondern amoralisch und alogisch, ersteres könne nur vom Manne gesagt werden. An anderem Ort bringt *Weininger* das Verhältnis von Mann und Weib in Beziehung zu demjenigen von Subjekt – Objekt, Form – Materie, Sein – Nichts, Geist – Materie, ja sogar von Gott – Teufel. Er nennt den typisch geschlechtlichen Unterschied den ungeheuersten kosmischen Gegensatz; dieser sei so gross, dass Vergleich und Rangordnung überhaupt unstatthaft scheinen, er sei identisch mit der polarsten Gegensätzlichkeit.

Dieses "Resultat", dass das Weib seelenlos sei, dass es kein Ich und keine Individualität, keine Persönlichkeit und keine Freiheit, keinen Charakter und keinen Willen habe, soll nun von nicht zu unterschätzender Bedeutung für alle Psychologie sein. Und zwar, wie wir gleich sehen werden, von doppelter Bedeutung. Einmal sei vom Weibe keine Psychologie zu erwarten, weder eine über sich selbst noch über den Mann; vielmehr stamme alle Psychologie vom Manne, auch diejenige des Weibes. Vom Weibe sei höchstens eine Psychologie ohne Seele zu erwarten. Da für *Weininger* die Psychologie des vergangenen Jahrhunderts überwiegend seelenlose Psychologie gewesen sei, charakterisiert er sie infolgedessen als eminent weibliche Psychologie.

---

6) S. 101.

Infolge der typischen Verschiedenheiten von Mann und Weib sind natürlich auch die sie betreffenden Psychologien nicht zur Deckung zu bringen, aber nun nicht, wie zu erwarten wäre, weil es vom Weib überhaupt keine Psychologie geben könne, wegen seiner Seelenlosigkeit, sondern weil es vom Manntypus keine Psychologie geben könne. Für den Weibtypus müsse dagegen eine rein empirische Darstellung des psychischen Lebens möglich scheinen, während für den Mann jede Psychologie nach dem Ich als dem obersten Gipfel des Gebäudes tendieren müsse. Dies verstehen wir aber erst, wenn wir erfahren, dass es im Wesen aller Psychologie liege, das Unableitbare ableiten zu wollen; ihr endliches Ziel müsse dieses sein, so meint *Weininger*, jedem Menschen seine Existenz zu beweisen und zu deduzieren. Dann aber wäre jeder Mensch, seinem tiefsten Wesen nach, Folge eines Grundes, determiniert und darum kein Mensch mehr, weil Menschsein Freiheit und Unbestimmbarkeit bedeute. Denn mit der Freiheit des Wollens wie des Denkens sei die Annahme der durchgängigen Bestimmtheit unverträglich, mit welcher Annahme das Geschäft aller Psychologie beginne. Wer darum an die Freiheit des Subjektes glaube (wie *Weininger*), der müsse die Möglichkeit der Psychologie als Wissenschaft leugnen; wer an die Psychologie glaube, für den könne die Freiheit des Subjektes nicht einmal mehr eine Denkmöglichkeit bleiben. Aus diesem Dilemma erklärt sich nun für *Weininger* der traurige Stand der heutigen Psychologie in allen Prinzipienfragen. *Weininger* selbst glaubt sich aus diesem Dilemma dadurch herausziehen zu können, dass er die seelenlose, weibliche Psychologie verdammt, um sich zur Seele des Mannes von der es keine Psychologie geben könne, zu bekennen. Und was die Allgemeinpsychologie anbelangt, so sei sie nur auf Grund einer Konfusion beider Seelenleben möglich – der Faktor, der am weitesten in die Irre geführt habe. Mit diesem Verzicht auf Durchführung einer Allgemeinpsychologie hängt es zusammen, dass *Weininger* seine Charakterologie auf den Weibtypus beschränkt hat.

Sein Bekenntnis zur Seele des Mannes ist zugleich ein solches zur Individualität, zur wesenhaften Monade, zum Mikrokosmos. Darum kann es für ihn auch keine nur die Männer betreffende Allgemeinpsychologie geben – dies hätte Vernachlässigung der Individualität zur Folge. Aber das sei nicht der einzige Grund. Der andere bestehe darin, dass der Mann in ganz unfassbarer Weise doch nicht nur Monade sei, insofern er in einem und zugleich Mann ***und*** Weib ist. In dieser neuen Version repräsentiert der Mann nicht nur das Sein oder das Etwas und das Weib das Nichts, sondern er birgt überdies in sich die Möglichkeit zum absoluten Etwas und Nichts. Dem Weib fehle diese Möglichkeit, denn es selbst sei die Möglichkeit des Mannes zu sündigen oder die Sünde. In anderer Formulierung nennt *Weininger* den Mann (als reinen Mann) Ebenbild Gottes, des Absoluten, das Weib aber, auch das Weib im Manne, ist ihm Symbol des Nichts, und gerade dies sei seine Bedeutung im Universum. Auf diese Weise ergänzen und bedingen sich Mann und Weib gegenseitig; und nur als des Mannes Gegensatz habe das Weib einen Sinn und eine Funktion

im Universum. Sie stehen sich als unbegrenztes Sein und als unbegrenztes Nichts gegenüber, aber nicht nur im Universum, dem Makrokosmos, sondern auch im Menschen, dem Mikrokosmos. Darum machen auch bei *Weininger* erst Mann und Weib den ganzen Menschen aus, ein Gedanke, den schon *Kant* geäussert haben soll.

Zu der polaren Gegensätzlichkeit von Mann und Weib macht *Weininger* auch einige methodische Bemerkungen. So spricht er vom bewussten Gebrauch des Gegensatzprinzipes, von dem man lernen werde, immer sofort nach dem ebenfalls vorhandenen zweiten Dinge oder Gegensatz zu fragen. Gleicherweise sei auch der Gegensatz Voraussetzung des Bemerkens und Begreifens; ohne solchen Kontrast gebe es kein Bewusstsein. Als Beispiel für das Vorhandensein solcher Gegensatzpaare im Menschen führt *Weininger* die Farbenblindheit an, die sich immer auf die Komplementärfarben erstreckt. In dieser inneren Gegensätzlichkeit bestehe auch die Kompliziertheit des Menschen, genauer: des Mannes. Er, der beides in sich vereinigt, sei darum auch allein derjenige, der alle anderen Menschen begreifen könne. Er könne auch das Weib begreifen, weil es sein Gegenteil sei, das er in sich selbst berge.

Das Weib im Manne bedeutet aber bei *Weininger* nichts anderes als dessen Möglichkeit zum Nichts, d. h. es ist die vom Manne bejahte Sexualität seiner selbst. Erst diese Bejahung gebe dem Weibe seine Existenz. Der Mann habe das Weib geschaffen und erschaffe es immer neu, so lange er sexuell ist. Und so wie er ihm das Bewusstsein gegeben habe, so habe es auch das Sein von ihm. Darum sei das Weib die Schuld des Mannes. Ja, sein Dasein sei nur ein Hang im Manne, sein zweiter unausrottbarer, sein niederer Hang. Und noch einmal stellt *Weininger* den Gegensatz von Mann und Weib in den kosmischen Zusammenhang hinein. Mann und Weib seien gleich unergründlich wie Form und Materie (mater). Hier, bei Mann und Weib, offenbare sich der Zusammenhang des höheren und niederen Lebens, deshalb habe er in seiner charakterologischen Untersuchung so weit ausgeholt. Hier finde auch jede Psychologie und Philosophie ihren Prüfstein, um sich an ihm zu erproben.

Auf Grund der bisherigen Erörterungen sollte man meinen, dass dem Weibe überhaupt keinerlei Humanitas zukomme. *Weininger* selbst stellt sich die Frage, ob die Frauen denn überhaupt noch Menschen seien, ob sie nach dieser Theorie nicht eigentlich unter die Tiere und Pflanzen gerechnet werden müssten. Er gibt darauf folgende Antwort: "Zwar stehen die Frauen in ihrem Unbewussten der Natur sicherlich näher als der Mann, aber sie sind dennoch Menschen. Selbst Weiber, die wir ohne jegliche Spur des intelligiblen Ich denken, sind doch immerhin das Komplement zum Mann. Und sicherlich ist die Tatsache der besonderen sexuellen und erotischen Ergänzung des menschlichen Mannes durch das menschliche Weib von ungeheurer Bedeutung für das Problem der Frau. Die Tiere sind ferner bloss Individuen, die Frauen Personen (wenn auch nicht Persönlichkeiten). Weil dem so ist, haben Mann und Frau die gleichen Rechte,

die Frauen sind Menschen und müssen der Idee entsprechend als solche behandelt werden; das Recht ist nämlich nur eines und das gleiche für Mann und Frau. Man hat die Frau als konkretes Einzelwesen und nach der Idee der Freiheit, nicht als Gattungswesen, nicht nach einem aus der Empirie oder aus den Liebesbedürfnissen des Mannes hergeleiteten Massstabe zu beurteilen: auch wenn sie selber nie jener Höhe der Beurteilung sich sollte würdig erweisen... Das Weib konnte nicht hochgeachtet werden, aber die Weiber sind von aller Hochachtung nicht von vorneherein ein für allemal auszuschliessen. Denn wenn auch für das absolute Weib keine Möglichkeit der Sittlichkeit besteht, mit dem Erschauen der Idee des Weibes ist noch nicht gegeben, dass der Mann das empirische Weib dieser Idee vollständig und rettungslos solle verfallen lassen; noch weniger, dass er dazu beitrage, dass es dieser Idee (der blossen Sexualität) immer gemässer werde. Im lebenden menschlichen Weibe ist, der Theorie nach, immer noch ein Keim des Guten als vorhanden anzunehmen; es ist jener Rest eines freien Wesens, der dem Weib das dumpfe Gefühl seines Schicksals ermöglicht. Dass dieser Keim entwickelt werden könne, darf nicht verneint werden, wenn es auch nie der Fall sein sollte. [7]

Warum *Weininger* dem Weibe trotzdem Humanitas zubilligt, liegt daran, dass es ihm um die theoretische Lösung eines praktischen Problems geht, nämlich erstens um die Befreiung des Mannes von der Schuld der Sexualität und zweitens um die Lösung der Frauenfrage auf dem Wege der Empanzipation. Indem *Weininger* dem Weibe Personhaftigkeit zurechnet, erhebt er die Forderung, dass es anders werde. Das Weib müsse aufhören, Weib zu sein und Mann werden. Es müsse seiner Sexualität und damit seiner Unsittlichkeit innerlich und wahrhaftig entsagen. Das bedeutet natürlich, dass es untergehen müsse, und bevor dies nicht geschehen sei, gebe es keine Möglichkeit der Aufrichtung des Reiches Gottes auf Erden. Die grossen Männer, die für die Erlösung des Weibes eingetreten seien, meinten nicht die Emanzipation des Weibes vom Manne, sondern diejenige des Weibes vom Weibe. Was den Mann betrifft, so könne er für seine Person allein das ethische Problem gar nicht lösen, wenn er in der Frau die Idee der Menschheit immer wieder negiere, indem er sie als Genussmittel benützt. Darum müsse der Mann zur Lösung des Menschheitsproblems die Frau miteinbeziehen, auch wenn er nur sich erlösen wollte; er müsse sie zum Verzicht auf ihre unsittliche Absicht auf ihn zu bewegen suchen. Aus eigener Kraft könne das Weib schwer zu solchem Ziele gelangen. Der Funke, der in ihr so schwach sei, müsse am Feuer des Mannes sich immer wieder entzünden können, das Beispiel müsse gegeben werden. Denn im dem Augenblick, wo der Mann auf seine Sexualität verzichte, sterbe das Weib. Wo aber der Mann glaube, durch Liebe die Schuld der Sexualität beheben zu können, erhebe er das Weib, statt es aufzuheben. Statt sich vom Nichs fernzuhalten, damit es verschwände, schliesse das Etwas das Nichts in seine Arme und glaube, so die Welt von der Negation zu befreien und

7) S. 462.

alle Widersprüche versöhnen zu können. Die Liebe des Mannes sei sein kühnster Versuch, sich das Weib zu retten, statt es als solches von innen zu verneinen. Gegen die Sexualität müsse vielmehr ein Kampf geführt werden, weil sie keine Sache ewig unabänderlicher Existenz und Essenz sei; sie sei etwas, das aufgehoben werden kann und soll. In der Keuschheit des Mannes liege darum der Frau einzige Rettung. Freilich werde sie dabei als Weib untergehen, aber nur um aus der Asche neu, verjüngt, als reiner Mensch sich emporzuheben. Freilich würde damit die Menschheit aussterben, wenn aus diesem höchsten Gesichtspunkte des Frauen- und Menschheitsproblems heraus begründete Forderung nach völliger Enthaltsamkeit der Geschlechter befolgt würde. Aber der Untergang der Menschheit mache nichts, denn es könne nicht sittliche Pflicht sein, für die Fortdauer der Gattung zu sorgen. Dass die Menschheit ewig bestehe, sei gar kein Interesse der Vernunft. Wer sie verewigen wolle, der will ein Problem, eine Schuld verewigen, das einzige Problem, die einzige Schuld, die es gebe. Denn das Ziel sei doch gerade die Gottheit und das Aufhören der Menschheit in der Gottheit; das Ziel sei reine Scheidung zwischen gut und böse, zwischen Etwas und Nichts.

Diesem optimistischen Ausklang seines Buches stehen jene Worte gegenüber, die von der theoretischen Unlösbarkeit des Schuldproblems zeugen: "Und hier steht endlich die Untersuchung vor dem letzten Problem überhaupt, dem einzigen, das es in Wahrheit gibt, dem einzigen, auf das noch kein Mensch eine Antwort zu geben wagen dürfte, demjenigen Problem, das nie ein lebender Mensch lösen kann. Es ist das Rätsel der Welt und des Lebens, der Drang des Raumlosen in den Raum, des Zeitlosen in die Zeit, des Geistigen in den Stoff. Es ist das Verhältnis der Freiheit zur Notwendigkeit, das Verhältnis des Etwas zum Nichts, das Verhältnis Gottes zum Teufel. Der Dualismus in der Welt ist das Unbegreifliche, das Motiv des Sündenfalls, das Urrätsel: der Grund, Sinn und Zweck des Absturzes vom ewigen Leben in ein vergängliches Dasein, des Zeitlosen in die irdische Zeitlichkeit, das nie enden wollende Geraten des gänzlich Schuldfreien in die Schuld. Ich vermag nie einzusehen, warum ich die Erbsünde beging, warum Freies unfrei, das Reine schmutzig werden, wie Vollkommenes fehlen konnte".[8]

An dieses letzte Zitat wollen wir nun unsere Kritik anschliessen. Dabei sei vorweg genommen, dass wir sehr vieles aus *Weiningers* Werk nicht angeführt haben, so seine Ausführungen über Gedächtnis, Begabung, Logik, Ethik, Genialität; ferner über Mutterschaft, Prostitution, Erotik und Aesthetik und über das Judentum. Auch haben wir darauf verzichtet, allzu affektiv geladene Wendungen wiederzugeben. Ebenso müssen wir es uns versagen, auf den lebensgeschichtlichen Hintergrund hinzuweisen, obwohl er manches verständlich machen würde.

Wir beschränken also unsere Kritik auf *Weiningers Methode*. Es finden sich bei ihm sehr ausgedehnte methodologische Erwägungen. Das hängt

8) S. 384.

mit dem prinzipiellen Charakter seiner Untersuchung zusammen, deren Prinzip darin besteht, den Gegensatz der Geschlechter auf *ein* Prinzip zurückzuführen. Dieses eine Prinzip ist der Dualismus, und darum kommt das Verhältnis von Mann und Weib auf ein und dieselbe Linie zu liegen wie dasjenige von Etwas und Nichts, Gott und Teufel, Freiheit und Notwendigkeit. Da er diesen Dualismus das Unbegreifliche, das einzige Problem, das es gebe und das nie ein lebender Mensch lösen werde, nannte, wäre es konsequent gewesen, auch das Problem des Geschlechtsgegensatzes, das eine Sonderform des Dualismus sein soll, als unlösbar zu bezeichnen. Das aber tat *Weininger* nicht. Und darin besteht nun auch der innere Widerspruch seines ganzen Unternehmens: einerseits erklärt er den Geschlechtsgegensatz als Dualismus und diesen als unlösbar, andererseits aber versucht er die theoretische Lösuug des Problems zu geben. Er hält sich somit nicht an die von ihm selbst eingesehene Unlösbarkeit des Dualismusproblems.

Darin hat *Weininger* durchaus Recht, dass das Dualismusproblem auf die übliche Weise nicht lösbar ist. Solange daran festgehalten wird, dass der Dualismus objektive Geltung hat, d. h. dass er ein solcher des Seins ist, müsste schon aus Respekt vor dieser Objektivität jeglicher Lösungsversuch unterbleiben. Die legitime Lösung ist erst dann möglich, wenn der Dualismus seines objektiven Ranges entkleidet und als menschlicher Aspekt des Seins eingesehen wird. Dann bleibt nämlich nur noch das Problem zu lösen übrig, wie denn der Mensch dazu komme, das, was unter allen Umständen eines ist, dennoch als absolute Zweiheit zu verstehen.

De facto hat nun auch *Weininger* den Dualismus nich ernst genommen, was dessen Unlösbarkeit anbelangt. Denn sonst hätte er nicht versucht, es in einer seiner Spezialformen zu lösen. Wohl aber hat er daran festgehalten, dass die Verschiedenheit der Geschlechter eine solche des Gegensatzes sei. Dies bestätigt sich durch das ganze Werk hindurch. Gesetzt der Fall, wir könnten seiner These, dass die Geschlechtsverschiedenheit eine gegensätzliche sei, zustimmen, so müssten wir sie doch schon allein wegen des innerlich unhaltbaren Versuchs, die Sonderform eines als unlösbar erklärten Problems dennoch zu lösen, ablehnen.

Die von *Weininger* gegebene Antwort bietet denn auch keine Lösung des Dualismusproblems, auch nicht in seiner geschlechtlichen Form. Seine Aufforderung an den Mann, auf seine Sexualität zu verzichten, und diejenige an das Weib, seiner Unsittlichkeit zu entsagen, bedeutet theoretisch nichts anderes, als Elimination des einen Problempols. Praktisch würde dies bedeuten, dass der Mensch seine Subjektivität auszurotten habe, was schon deshalb nicht gelingen kann, weil er dazu seiner Sujektivität bedürfte.

Was nun sein Vorgehen im Einzelnen betrifft, so haben wir einmal dies festzuhalten, dass ihm die dogmatische Auffassung der Geschlechtsdifferenz als eines Gegensatzes die von ihm behauptete schrittweise psy-

chologische Vertiefung unmöglich macht. Gewiss kann man ihm den Vorwurf nicht machen, es handle sich bei seinem Vorgehen um induktive Metaphysik, wohl aber handelt es sich um deduktive, weil er alle die Geschlechtlichkeit betreffenden Phänomene dualistisch interpretiert.

Dies geschieht dadurch, dass er die sexuellen Typen nach dem Schema des Gegensatzes konstruiert, um dann mit Hilfe dieser Typen die sexuelle Mannigfaltigkeit zu begreifen. Es kann ihm nicht die Anerkennung versagt werden, dass er in der Typenkonstruktion konsequent verfahren ist. Dass sie für ihn zugleich Erkenntniswert hat, haben wir gesehen. Trotzdem trägt sie zur Erkenntnis der Wirklichkeit nichts bei. Denn wie ist es möglich, dass zwei so heterogene Elemente wie Sein und Nichts in einem Menschen sich zusammenfinden können? und wie sollte es möglich sein, dass deren reziproke Mischung die Anziehung der Geschlechter herbeiführen kann?

Obwohl *Weininger* es bei Einführung der Typen ablehnt, ihnen metaphysische Existenz neben oder über der Erfahrungswelt zuzugestehen, kommt er doch nicht darum herum, ihnen Wirksamkeit zu verleihen. Und weil sich beide in einem Menschen befinden, muss dann auch der Gegenstand der Charakterologie, der Charakter, problematisch werden, denn das Unternehmen der Charakterologie involviere den Begriff des Charakters als eines einheitlichen Seins. So findet sich bei *Weininger* trotz allem Dogmatismus echte Einsicht, nur dass sie sich, wie bei der Unlösbarkeit des Dualismusproblems, nicht durchzusetzen vermocht hat.

Was nun das Verhältnis von Charakterologie und Psychologie betrifft, so verhält es sich gerade umgekehrt. Die Charakterologie setzt als Psychologie der menschlichen Besonderheiten eine allgemeine Psychologie voraus, in der die allgemeinen Züge menschlichen Verhaltens dargestellt sind. Erst dann lassen sich die typischen Besonderheiten, darunter z. B. die geschlechtlichen, darlegen. Dies gilt auch für die Psychologie der verschiedenen Psychologien. Um die Subjektivität des psychologischen Urteils auszumerzen, genügt es nicht, eine Charakterologie der Psychologien aufzustellen, insbesondere, was grundsätzliche Fehler anbelangt. So hat z. B. die Psychologie in ihren Voraussetzungen philosophisch zu sein, in ihren Endabsichten aber wissenschaftlich.

Ebenso unhaltbar ist auch *Weiningers* These, dass es im Wesen aller Psychologie liege, das Unableitbare ableiten zu wollen, so dass ihr endliches Ziel darin bestünde, dem Menschen seine Existenz und Essenz zu beweisen; denn dies ist weder möglich noch nötig. Völlig unverständlich ist aber, dass dies ausgerechnet beim Weibe gelingen soll, wo ihm doch beides fehle. Doch brauchen wir darauf nicht weiter einzugehen.

Dafür verdient noch eine andere Unstimmigkeit unsere Beachtung. *Weiningers* Charakterologie gilt nicht dem wirklichen Weib, sondern dem typischen, d. h. dem Weibtypus, den es auch nach seiner Auffassung gar nicht gibt. Zugleich behauptet er aber, dass man entweder Mann oder

Weib sei, und in dieser ältesten empirischen Dualität stecke eine tiefe Wahrheit. Abgesehen davon, dass auch letzteres nicht stimmt, kommt es so zu einer eigenartigen Verschmelzung oder Verwechslung von Idee und Wirklichkeit. Genau genommen liegt diese schon von Anfang vor, weil der Dualismus von Sein und Nichts nicht nur ein ideeller, sondern ein sehr realer ist. Dies geht auch daraus hervor, dass das Nichts, die Negation, das Weib im Mann, d. h. seine Sexualität, als das schlechthin Böse aufgehoben werden soll. Ihm gilt der Kampf *Weiningers.*

So sehen wir uns in jedem Punkte gezwungen, *Weiningers* Thesen kritisch abzulehnen. Und es wäre ein Leichtes, die Reihe unhaltbarer Behauptungen fortzusetzen, ohne dass damit irgend etwas gewonnen wäre. Die dogmatische Auffassung der Doppelgeschlechtlichkeit als Gegensatz verunmöglichte es *Weininger* die funktionelle Verschiedenheit der Geschlechter hinsichtlich der Fortpflanzung in den Blickpunkt zu bekommen, um von da aus den psychischen Unterschied der Geschlechter zu bestimmen. Er bespricht zwar im Kapitel über "Mutterschaft und Prostitution" die Beziehung des Weibes zum Kinde, stellt aber nicht Vergleiche zwischen Mann und Weib, sondern zwischen Muttertyp und Dirnentyp an.

Weiningers "Geschlecht und Charakter" ist der in seiner Konsequenz gewiss imponierende Versuch, ein empirisches Problem auf rein denkerische Weise zu lösen. Da es sich um ein psychologisches Problem handelt, ist seine prinzipielle Untersuchung der spekulativen Geschlechterpsychologie zuzurechnen.

IV

Zur bisherigen Kritik der Geschlechterpsychologie

Bald nach dem Erscheinen von *Weiningers* Werk, dem übrigens nach seinem Freitode ein grosser Erfolg beschieden war, setzte die Kritik an der Geschlechterpsychologie ein. Dieser Kritik wenden wir uns nun zu.

Als Erste haben wir *Rosa Mayreder* zu nennen, die in "Kritik der Weiblichkeit" [1] und in "Geschlecht und Kultur" [2] kritische Bemerkungen zur Metaphysik und Psychologie der Geschlechter gemacht hat. Sie setzt ein bei dem Widerspruchsvollen, das ihr in der Beurteilung des Weibes entgegentritt: "Wo man auch die Probleme, die mit dem Weibe in Zusammenhang stehen, anfassen mag, immer wird man auf etwas unlösbar Widerspruchsvolles stossen. Nirgends liegen die äussersten Gegensätze so unmittelbar nebeneinander wie hier. Durch die ganze Geschichte

1) Jena, 1905. 2) Jena, 1923.

menschlicher Entwicklung erscheint das Weib in einem seltsamen Zwielicht: bald als übermenschliches Wesen, halb göttlich, halb teuflisch, als Prophetin und Sybille mit wundertätigen Eigenschaften ausgestattet oder als Hexe und Zauberin von dämonischen Kräften besessen. Diese Mischung von Aberglauben und Vorurteilen macht sich im günstigen und im ungünstigen Sinn geltend und bewirkt in der sozialen Stellung des weiblichen Geschlechts eine widerspruchsvolle Ungleichheit: Unterdrückung bis zur Sklaverei und Verherrlichung bis zur Anbetung. Wenn man den Psychologen Glauben schenken darf, läge schon tief in der Konstitution des Weibes das Bedürfnis nach Unterordnung. Tatsächlich wird das Weib durch Gesetz und Sitte fast bei allen Völkern und zu allen Zeiten in die Gewalt des Mannes gegeben." [3]

Angesichts dieser Widersprüchlichkeit in den Urteilen über Weib und Weiblichkeit fragt *Mayreder* nach dem geheimen Gesetz, das die Begegnungen regelt, aus denen jeder Mann die Summe seiner Frauenkenntnis zieht. Sie findet die Antwort in der Abhängigkeit alles Denkens von der angeborenen Eigenart und in der Neigung, die Ergebnisse des eigenen Denkens für objektive Wahrheit zu halten. "Wenn Wahrheit, die eine individuelle Intelligenz hervorbringt, immer durch eine bestimmte Wesensart bedingt ist, muss nicht der verborgene Zusammenhang zwischen dem sogenannten objektiven Denken und der geistig–körperlichen Konstitution dort am unmittelbarsten sein, wo es sich nicht um Prinzipien des reinen Erkennens handelt, sondern um eine konkrete Erscheinung, die den Mann persönlich so nahe angeht, wie das Weib?", [4] fragt *Mayreder*, um sich dann gegen jegliche apriorische Bestimmung des Weibes aus den Prinzipien zu wenden: "Aber auch jene, die vermittels apriorischer Aufstellungen über die wahre Natur des Weibes Auskunft geben, das Wesen des Weibes aus den Prinzipien der reinen Vernunft begründen oder gar von der platonischen Idee des Weibes ausgehen, müssen der Frage unterworfen werden, welches die ursprünglichen Bedingungen sind, kraft deren solche Ideen in einer individuellen Intelligenz auftauchen, der Frage„ wie weit ihre Subjektivität schon bei der Entstehung jener allgemeinen Voraussetzungen mitgewirkt hat". [5] Und als Kronzeugen kann *Mayreder* den Mann der ausschweifenden Redlichkeit, *Nietzsche*, zitieren: "Im Grunde von uns, ganz da unter gibt es etwas Unbelehrbares, einen Granit von geistigem Fatum, von vorherbestimmter Entscheidung und Antwort. Ueber Mann und Weib kann z. B. ein Denker nicht umlernen, sondern nur auslernen, nur zu Ende entdecken, was darüber bei ihm feststeht. Man findet beizeiten gewisse Lösungen von Problemen, die uns starken Glauben machen, vielleicht nennt man sie fürderhin seine Ueberzeugungen. Später sieht man in ihnen nur Fusstapfen zur Selbsterkenntnis, Wegweiser zum Probleme, das wir sind – richtiger zur grossen Dummheit, die wir sind, zu unserm geistigen Fatum, zum Unbelehrbaren ganz da unten". [6] *Nietzsche* schickt diese Bemerkungen jenem Urteil voraus, das er

3) Kritik der Weiblichkeit, S. 139. 4) S. 244. 5) S. 245. 6) Jenseits von Gut und Böse.

über die Vertreterinnen der modernen Frauenbewegung fällt, und unterstreicht ausdrücklich, dass es nur sein subjektiver Geschmack sei, der da rede: "Auf diese reichliche Artigkeit hin, wie ich sie gegen mich selbst begangen habe, wird es mir vielleicht eher schon gestattet sein, über das Weib an sich einige Wahrheiten herauszusagen: gesetzt, dass man es nun von vorneherein weiss, wie sehr es eben nur meine Wahrheiten sind".

Aus der "Kritik der Weiblichkeit" haben wir noch den Versuch einer Typisierung der psychosexuellen Beschaffenheit zu erwähnen. Es ergeben sich *Mayreder* drei Typen, die zugleich Träger dreierlei verschiedener Ideale sind, die der Mensch sich über seine Stellung zur geschlechtlichen Differenzierung schafft. Der häufigste Typus sei der akratische Mensch, das ungemischte, einseitig entwickelte Geschlechtswesen; alle die sattsam bekannten Aussagen über das, was der "ganze Mann" und das "echte Weib" sein sollen, gehen von ihm aus. In diesen vorbildlichen Typen, die nichts anderes bedeuten als den männlichsten Mann und das weiblichste Weib, finde die zentrifugale Geschlechtlichkeit ihren stärksten Ausdruck. An den Extremen wird darum die akratische Wesensart zur gewalttätigen, sinnlich unbändigen, herrischen Männlichkeit und zur schwachen, nichtigen, passiven oder auch listigen, buhlerischen, verlogenen Weiblichkeit – Formen der Geschlechtsdifferenzierung, die einander bedingen und ebenbürtig seien. Der zweite Typus bestimmt sich nach dem Prinzip des Gegensatzes als der iliastrische Mensch, der ganz und gar Bürger einer anderen Welt, allem Irdischen entfremdet, ein Ueberwinder des Geschlechts und durch diese Ueberwindung mit höheren, übersinnlichen Kräften ausgerüstet sei. Für ihn sei die geschlechtliche Differenzierung völlig ausgelöscht: der christliche Heilige. Er verkörpere die zentripedale Tendenz. Als dritten Typus stellt *Mayreder* den Mensch der Gemeinsamkeit auf, das sei der den Bedingungen des Männlichen und Weiblichen unterworfene Mensch, der synthetische. Von der diesem Typus entsprechenden Geschlechlichkeit sagt *Mayreder,* dass es die temperierte sei, die die günstigste Bedingung für die harmonische Entwicklung der Persönlichkeit darstelle. Temperierung bedeute das in der einzelnen Persönlichkeit selbst hergestellte Gleichgewicht der beiden entgegengesetzten Entwicklungstendenzen, der zentrifugalen, die aus jedem Individuum ein geschlechtlich differenziertes Wesen macht, und der zentripedalen, die in ihm die gemeinsamen Züge der Gattung festhält.

Im zweiten Band "Geschlecht und Kultur" geht *Mayreder* zur Erklärung der Ungleichheit zwischen den Geschlechtern von der ungleichen Verteilung der Fortpflanzungsaufgaben aus. Diese belasten das weibliche Geschlecht in unverhältnismässiger Weise gegenüber dem männlichen, gewähre diesem aber keinerlei Sicherheit über seine organische Beziehung zur Nachkommenschaft. *Mayreder* nennt darum Mutterschaft und Vaterschaft die Angeln der Kulturgeschichte in ihrem Verhältnis zu den Geschlechtern.

Auch im diesem Werk sieht sie sich veranlasst, gegen die Verabsolutierung des Geschlechtsunterschiedes Stellung zu beziehen: "Noch immer dreht sich das Problem der Geschlechter um die Frage, ob die Frau ihrer Naturanlage nach ein vom Manne grundverschiedenes Wesen ist; denn unter dieser Voraussetzung lässt sich anscheinend die Annahme rechtfertigen, dass sie ihre neue Stellung gemäss ihrer Naturanlage abweichend von der männlichen ausbilden werde". [7] "Soll die Frau kraft ihrer absoluten Verschiedenheit vom Manne ihre Bedeutung und Wirksamkeit im Gemeinschaftsleben erhalten, so heisst das, den Gegensatz in der geschlechtlichen Differenzierung als das Bestimmende der weiblichen Persönlichkeit anerkennen. Nun gerät aber jede Normierung, die eine grundsätzliche Polarität der Geschlechter zur Voraussetzung hat, mit den Tatsachen der individuellen Differenzierung in Widerspruch; indem sie generalisiert, verfehlt sie das Wichtigste des Geschlechterproblems in Ansehung der Wirklichkeit". [8]

Und von neuem einsetzend, wiederholt sie die Frage, wie weit die Geschlechtsdifferenz das Wesen und Sein des Einzelnen bestimme. Ohne darauf selbst Antwort zu geben, untersucht sie die drei Methoden, durch welche die Antwort bisher versucht worden sei: erstens die philosophische, die auf spekulativem Wege durch Geschlechtsmetaphysik entscheiden will, zweitens die historische, die sich an die Einrichtungen der Vergangenheit hält, um aus ihnen ihre Schlüsse über das zu ziehen, was die Geschlechter vermöge ihrer Eigenart aus dem Leben machen und drittens die physiologische, die aus körperlichen Vorgängen die seelischen Phänomene nach dem Verhältnis Ursache Wirkung erklärt.

Als einen der geistvollsten Repräsentanten der spekulativen Methode nennt *Mayreder G. Simmel,* der in seinen Ausführungen über "Das Relative und das Absolute im Geschlechterproblem" [9] von der grundsätzlichen Polarität der Geschlechter ausgehe. Mit feinster psychologischer Analyse gelinge es *Simmel,* die empirischen Erscheinungen der Geschlechter in ihrer Mannigfaltigkeit seiner Geschlechtsmetaphysik unterzuordnen. *Mayreder* anerkennt sehr, dass *Simmel* versuche, das typisch Weibliche dem typisch Männlichen als gleichberechtigt gegenüberzustellen. Die Frau könne nach *Simmel* diese Gleichberechtigung aber nur dann realisieren und behaupten, wenn sie ein radikal vom Mann verschiedenes Wesen darstelle. In der simmelschen Umschreibung dessen, was sie in dieser radikalen Verschiedenheit sei, so meint *Mayreder,* erkenne man aber trotz der neuen Terminologie bald die Grundzüge der alten Norm, die der Frau das in sich geschlossene, harmonische Sein, dem Manne das in Willensrichtung und Triebrichtung gespaltene, auf das Wirken nach aussen gestellte Werden zuspricht. Darauf ihre Kritik: "Was da von der weiblichen Wesenheit gesagt wird, leidet, mit der Wirklichkeit verglichen, wie die meisten Generalisierungen an der Verwechslung eines subjektiven Idols mit realen Erscheinungen. Dass die Frau die Wahrheit unmittelbar durch

7) S. 85. 8) S. 86. 9) *Mayreder* gibt Erscheinungsort und -jahr nicht an.

den Instinkt, ohne logische Beweise zu ergreifen vermag, dass sie will, was sie soll, dass ihre Triebe dem sittlichen Imperativ von Natur aus übereingestimmt sind: in wie vielen Variationen haben die Frauen – insbesondere die deutschen, die mit Vorliebe in Gespenster der philosophischen Spekulation verwandelt werden – diese Aussagen schon vernommen." [10] Wenn dem so wäre, wie *Simmel* sagt, dann müsste das Frauentum, trotz seiner inneren Absolutheit, die übergeschlechtliche objektive Welt, die theoretische und die normative, die dem Ich gegenübersteht, die Welt, die durch Ideen bewegt wird, dem männlichen Prinzip zu stiften überlassen, stellt *Mayreder* mit Bedauern fest. "Die Frauen hätten also nicht Teil an dem, was das Höchste und Auszeichnendste der menschlichen Gattung ist – an dem ideenbildenden Vermögen, der Grundkraft der Kultur?" fragt *Mayreder* beschwörend.

So verstehen wir es, dass für *Mayreder* eine besondere Genugtuung darin liegen musste, dass *Simmels* Behauptungen eine an Logik und psychologischer Feinheit ebenbürtige Widerlegung durch eine Frau erfahren haben. *Marianne Weber* kommt in ihrer Arbeit über "Die Frau und die objektive Kultur" [11] zum Schluss, dass "von der durchgebildeten metaphysischen Idee einer radikalen Polarität der Geschlechter" kein folgerichtiger Weg zur Anerkennung dessen führt, was die einzelne Frau objektiv, d. h. in Hingebung an eine Sache oder Idee, gleichviel, ob sie von ihr erschaffen oder bloss begriffen wird, zu bedeuten vermag. So wird also die Polarität, die sich in allen Lebenserscheinungen zeigt, viel zu grob, zu oberflächlich, zu schematisch gefasst, wenn man sie in Mann und Weib als empirischen Wesen erblicken will. In der Persönlichkeit wirkt die Polarität auf mannigfache Weise; je höher sich jene entwickelt, desto mehr tritt die generelle Geschlechtspolarität hinter anderen Eingenschaften zurück". [12]

Im Zusammenhang dieser Kritik an der polaren Auffassung der Geschlechtsdifferenz kann sich *Mayreder* auch auf *Hermann Keyserling* berufen, der in seinem "Reisetagebuch eines Philosophen" [13] gegen die verabsolutierende Auffassung der geschlechtlichen Polarität Stellung bezieht. Wir zitieren die betreffende Stelle ausführlich: "Mann und Weib.... Man darf bei ihrer Entgegengesetztheit nicht verweilen; sobald man es tut, zerrinnt die Wahrheit, wie ein Wolkengebilde – wie denn wohl alle Gedanken nur von einer gewissen Distanz und innerhalb einer beschränkten Zeitdauer wahr erscheinen. Es sieht so aus, als ob die Polarität der Geschlechter ein absolut Wirkliches wäre. Genauer und tiefer betrachtet hält nicht allein ihr vorausgesetzter Sinn, sondern die Tatsache selbst nicht Stich. Es geht nicht an, in den polaren Koordinaten Absoluta zu sehen, wie es von *Empedokles* ab bis auf *Schelling* und über diesen hinaus immer wieder geschehen ist. Was in der Tat bezeichnet die Grundeigentümlichkeit des Weiblichen dem Männlichen gegenüber? Dass jenes nur nach vorangegangener Empfängnis schaffen kann. Ist dem aber so, dann sind nicht nur sämtliche Künstler Weiber, alle Denker und Philosophen (insofern sie

10) S. 88. 11) Leipzig, 1908. 12) Zitiert nach *Mayreder*, S. 88. 13) Darmstadt, 1920.

anregungsbedürftig sind), sondern auch die männlichsten unter den Männern, die Genies der Tat. Deren, aber auch deren Lebenswerk hat darin bestanden, dass sie eine Idee empfangen und aus ihr ein Lebendiges gestaltet haben. Als rein männlich wäre allenfalls Gott zu denken, insofern er ohne vorangegangene Empfängnis schafft. Aber er ist über den Geschlechtsgegensatz hinaus; und sucht man sein Schaffen zu begreifen, so muss man, wenn man ihn um keinen Preis mit weiblichen Eigenschaften ausstatten will, der Materie sowohl Präexistenz als auch alle die Fähigkeiten zuerkennen, die einem Mutterschosse eignen. Es handelt sich eben bei der geschlechtlichen Polarität um keine Absoluta, sondern um ein formales Schema, innerhalb dessen sich das schöpferische Geschehen bewegt. Männlich nennen wir das variierende, weiblich das erhaltende Prinzip; männlich das anregende, weiblich das ausgestaltende; männlich das handelnde, weiblich das aufnehmend-verstehende. Der Mann gestaltet die Erscheinung, das Weib verkörpert den Grund. Diese Pole treten auf die verschiedenste Weise in Erscheinung, und in jedem Individuum sind beide in vielfachen Aspekten gegenwärtig. Jeder Mensch hat eine Synthese von Männlichkeit und Weiblichkeit und kann, je nach Umständen, als Mann oder Weib in Erscheinung treten. Die Wandlungsfähigkeit erscheint aber hier, wie überall beim Menschen, auf die psychische Sphäre beschränkt. Hier aber tritt sie desto deutlicher zutage. Als Künstler, als Gestalter, als Versteher ist der männlichste Mann ein Weib. So handelt es sich, wo in der Weltgeschichte wie heute ein Prinzip die Alleinherrschaft zu erringen scheint, um weniger Extremes, als man denkt: auch innerhalb unserer noch sehr vermännlichten Kultur wird die Stimme des Ewig-Weiblichen vernehmbar bleiben". [14] *Mayreder* fügt diesen Ausführungen die Mahnung bei: "Verzichten wir endlich darauf, hinter der empirischen Erscheinung der Geschlechter so etwas wie eine platonische Idee als apriorisches Gesetz ihres Wesens nach dem Geschlechtsunterschied zu entdecken; alle solche metaphysischen Versuche scheitern ja doch an der empirischen Tatsache der individuellen Differenzierung". [15]

An *Mayreders* Theorie übt *Gertrud Bäumer* in ihrem Buch über "Die Frau und das geistige Leben" [16] ihrerseits Kritik. Sie fasst diese Theorie dahin zusammen, dass die geschlechtliche Differenzierung nur den Charakter einer teleologischen, d. h. einer im Dienste der Gattungsfortpflanzung stehenden, Differenzierung habe, weil es der Oekonomie der Natur widerspreche, die Differenzierung darüber hinausgehen zu lassen, wo dies nicht nötig sei. Die Differenzierung liege also ausschliesslich im Gebiet der primitiven Geschlechtsnatur. Durch alles aber, was man die höhere Natur nennt, überschreite das Individuum dieses Gebiet, wo die Differenzierung ihren Naturzweck hat. *Bäumer* meint, dass sich nichts Stichhaltiges gegen die Vermutung einwenden lasse, dass die Differenzierung noch einen Schritt weitergehe, so dass auch hier eine Polarität bestehe, die als Quelle geistiger Energie und als Ursache der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit der seelischen Erscheinungen anzusehen ist.

14) S. 196-97. 15) S. 90. 16) Leipzig, 1911.

Im übrigen gibt sich *Bäumer* ähnlich wie *Mayreder* Rechenschaft über die Methoden der Bestimmung weiblicher Kultur und weiblichen Wesens. Der eine Weg sei der deduktive; der gefühlsmässige Gesamteindruck vom Wesen der Frau wird in einen Begriff, richtiger: in eine Idee zusammengefasst, die dadurch noch näher bestimmt wird, dass ihr eine polar entgegengesetzte Idee gegenüber gestellt wird. Als modernes Beispiel erwähnt *Bäumer* die Studie von *K. Scheffler* über "Die Frau und die Kunst", [17] in welcher eine grundsätzliche Bestimmung der weiblichen Natur und darauf aufbauend ihrer Kulturbestimmung versucht wird. Auch bei *Scheffler* verkörpere die Frau das Harmonische, einen in sich geschlossenen Organismus, der scheinbar schweigend das Glück geniesst, dazusein. Das Schicksal des Mannes sei es dagegen, die ursprüngliche, unbewusste Einheit aufzuopfern, um sich dem titanischen Versuch hinzugeben, sie als ein bewusstes wieder herzustellen. Seine Naturbestimmung bestehe darin, die im menschlichen Mikrokosmos unter starker Spannung der Befreiung harrende Einzelkräfte aus ihrer harmonischen Gebundenheit zu befreien und, sie partikularisierend, zu Fähigkeiten, zu Talenten auszubilden. Und das könne nur geschehen, wenn alles Instinktive durch die Welt der Erfahrung geht und bewusst gemacht wird. *Bäumer* bemerkt in ihrer Kritik dazu, dass *Scheffler* seine Theorie nicht nach den Tatsachenbeständen entwickle, sondern umgekehrt den Tatsachenbestand durch die Brille seiner Theorie sehe. Das sei das Anfechtbare seiner Beweisführung: aus einer Art platonischer Idee des Weibes wird wieder herausgeholt, was hineingelegt worden war. Weiblichkeit werde als eine Art metaphysisches Prinzip betrachtet, das nicht nur die allein richtige Deutung der Wirklichkeit gibt, sondern aus dem auch abgeleitet werden kann, was sie sein soll.

Der andere, von *Bäumer* empfohlene Weg ist der psychologische. Darunter versteht sie aber nur die statistisch arbeitende Psychologie. Dieser Weg sei bisher noch wenig begangen worden. Sie erwähnt in zustimmendem Sinne *Heymans'* "Psychologie der Frauen" [18] und erklärt sich mit ihm einverstanden, dass der Begriff der Frau in der exakten Psychologie keine Abstraktion, sondern einen Durchschnitt bezeichne. Aber auch dieser Weg genügt ihr noch nicht; es bedürfe noch einer historischen Grundlage zur Bestimmung des weiblichen Standortes im geistigen Leben. Diese historische Grundlegung hat *Bäumer* ihrerseits geben wollen. Inwiefern ihr dies gelungen ist, haben wir hier nicht zu untersuchen.

Was nun die Kritik der beiden besprochenen Autorinnen betrifft, so ist zuerst einmal zu berücksichtigen, dass sie nicht im Dienste wissenschaftlicher Objektivität steht, d. h. es geht ihnen nicht um eine grundsätzliche Kritik der Geschlechterpsychologie. Sie haben es darauf abgesehen, die Stellung der Frau inmitten der Kultur zu bestimmen, was die Auseinan-

17) Erscheinungsort und Jahr von *Bäumer* nicht angegeben. 18) Die Psychologie in Einzeldarstellung, Bd. 3, Heidelberg, 1908.

dersetzung mit den Geschlechtermetaphysikern und –psychologen erfordert haben mag,

In diesem Versuch, die kulturelle Stellung der Frau zu bestimmen, ist es für uns natürlich besonders wichtig, dass *Mayreder* zu Erklärung der geschlechtlichen Ungleichheit von der ungleichen Verteilung der Fortpflanzungsaufgaben ausgeht. Damit hat sie auf den empirischen Ausgangspunkt der Geschlechterpsychologie hingewiesen, der von uns als der einzig mögliche in der Einleitung dargelegt worden ist. Und wenn sie Vaterschaft und Mutterschaft als die Angeln der Kulturgeschichte in ihrem Verhältnis zu den Geschlechtern bezeichnet, so hat sie damit ganz richtig die Geschlechterpsychologie als eine Teilaufgabe der Sozialpsychologie gekennzeichnet.

Im übrigen ist *Mayreders* Kritik in erster Linie gegen die subjektive Voreingenommenheit der Philosophen und Psychologen in der Beurteilung der Weiblichkeit gerichtet. Dass sich deren widerspruchsvolle Beurteilung im günstigen wie im ungünstigen Sinn auf die soziale Stellung des weiblichen Geschlechtes ausgewirkt habe, mag stimmen, darf jedoch keinen Anspruch auf sachliche Stellungnahme, welche sentimentale Erwägungen nicht kennt, erheben. Und in bezug auf *Nietzsche* hätte *Mayreder* geltend machen können, dass es mit der Redlichkeit dieses Mannes bedenklich bestellt ist, wenn er bei seiner offen eingestandenen Subjektivität des Urteils stehen geblieben ist. Philosophische wie wissenschaftliche Redlichkeit bemüht sich um die Ausmerzung aller Subjektivität im Urteil – auch wenn dies nie ganz gelingen sollte.

Mayreder stellt zwei kritische Fragen zur bisherigen Geschlechtermetaphysik und –psychologie. Die erste Frage gilt allen denen, die apriori, aus Prinzipien der Vernunft, über die Natur des Weibes etwas ausmachen wollen, indem sie nach den ursprünglichen und damit anthropologischen Bedingungen, kraft deren solche Ideen auftauchen, forschen. Die zweite Frage gilt den individuell-subjektiven Bedingungen des objektiven Denkens einer so nahegehenden, konkreten Erscheinung, wie sie das Weib dem Manne gegenüber darstellt. Nach diesen beiden Fragen hat sich in der Tat die ganze Geschlechterpsychologie zu gliedern. Was die ursprünglichen Bedingungen anbelangt, so haben wir bei der Kritik der polaren Auffassung der Geschlechtsdifferenz dargelegt, welcher Herkunft sie sind und worin ihr Fehler besteht. In bezug auf die individuellen Bedingungen der konkreten Erscheinung gegenüber ist zu sagen, dass diese eben von der Geschlechtlichkeit des Beurteilenden mitbestimmt sind, worauf wir später zurückkommen werden.

Mayreder gibt sich ferner Rechenschaft bezüglich der drei Methoden zur Bestimmung der Geschlechtsdifferenz. Sie lehnt alle drei ab, d. h. sowohl die spekulative der Geschlechtermetaphysik, als auch die historische und die physiologische. Schliesslich ist auch ihr Versuch einer Typisierung der psychosexuellen Beschaffenheit der Geschlechterpsychologen von Interesse, auch wenn damit an Erkenntnis nicht viel gewonnen ist.

Bäumers Kritik an *Mayreders* Theorie lässt sich selbstverständlich unter Hinweis darauf, dass zwischen den Geschlechtern dennoch ein polares Verhältnis bestehen könnte, nicht halten. Ihre Befürwortung der statistischen Methode ist desgleichen fragwürdig, wie wir gleich noch sehen werden. Was aber die von ihr durchgeführte historische Methode anbelangt, so kann diese zwar die Geschlechterpsychologie nach der soziologischen Seite ergänzen, niemals aber als Grundlage der Geschlechterpsychologie in Anspruch genommen werden, weil sie diese voraussetzen muss. Schliesslich trifft ihre Kritik an *Schefflers* Theorie sie selbst, wenn sie die Polarität der Geschlechter als Leitfaden der Geschlechterpsychologie annimmt.

Die bisherige Kritik, sowohl diejenige *Mayreders* und *Bäumers* wie auch unsere eigene, galt in der Hauptsache der anthropologischen Grundlage der Geschlechterpsychologie, was daran liegt, dass einer eigentlichen Geschlechterpsychologie durch die spekulativ-metaphysische Auffassung der Geschlechtsdifferenz der Weg versperrt war. Eben deshalb waren wir bisher auch nicht in der Lage, über diese selbst kritisch zu referieren. Denn hinsichtlich der statistisch arbeitenden "exakten" Psychologie werden wir grundsätzliche Bedenken anzubringen haben. Die erste Arbeit in dieser Richtung liegt in *Helen Thompsons* "Vergleichende Psychologie der Geschlechter" [19] vor. Es handelt sich um "experimentelle Untersuchungen der normalen Geistesfähigkeiten bei Mann und Weib". Ihr folgte *G. Heymans* "Psychologie der Frauen" [20] Geradezu mit erdrükkendem statistischem Material ist *O. Lipmann* in "Psychische Geschlechtsunterschiede" [21] angetreten. Seine Untersuchungen lassen die psychischen Geschlechtsunterschiede ganz geringfügig, wenn nicht gar nichtig erscheinen, während sich die Befunde *Thompsons* und *Heymans'* in fast allen Punkten widersprechen, was aber nicht in erster Linie an den verschiedenen Untersuchungsmethoden (der Bestandesaufnahme) liegt, sondern an der Person des Untersuchungsleiters (und dessen Geschlecht).

Die prinzipiellen Bedenken gegen die statistisch arbeitenden "exakten" Psychologen lassen sich dahin zusammenfassen, dass mit der Feststellung quantitativer Unterschiede über einen qualitativen Unterschied gar nichts ausgesagt ist. Denn alles Messbare gehört der physischen Wirklichkeit an. Dass wir aber vom Physischen nicht auf Psychisches schliessen dürfen, haben wir schon in der Einleitung gesagt und bei Gelegenheit unserer Kritik der physiologisch orientierten Psychologie wiederholt. Eben weil dem so ist, dass die messbaren Daten gar keinen qualitativen Unterschied angeben können, mussten *Lipmanns* Untersuchungen zu diesem Resultat des fehlenden Unterschieds kommen. Trotzdem ist es falsch, weil auch er vom Physischen aufs Psychische geschlossen hat.

19) Würzburg, 1905. 20) Heidelberg, 1908. 21) Leipzig, 1917.

Nun können wir uns demjenigen Werk zuwenden, das eine umfassende Kritik zur "Neubegründung der Psychologie von Mann und Weib" geleistet hat. Der erste Band ist von *Mathias Vaerting* verfasst und gibt unter dem Titel "Die weibliche Eigenart im Männerstaate und die männliche Eigenart im Frauenstaate" [22] die historische Grundlage für den zweiten Band, der von seiner Frau, *Mathilde Vaerting*, verfasst ist und von "Wahrheit und Irrtum in der Geschlechterpsychologie" [23] handelt.

Mathias Vaerting nimmt das Ergebnis seiner Untersuchungen vorweg, wenn er das Verhältnis der männlichen und weiblichen Eigenart folgendermassen umschreibt: "Dadurch aber, dass einmal der Mann, einmal die Frau herrscht, erscheinen die Verhältnisse, die, an sich genommen, gleiche Gestaltung zeigen, durchaus umgekehrt. Die beiden Hauptgrundzüge der vergleichenden Psychologie des Männer– und Frauenstaates sind infolgedessen einerseits eine völlige Uebereinstimmung in der Gesetzmässigkeit und der Abgrenzung der sexuellen und sozialen Aufgaben, Rechte und Pflichten der Geschlechter gegeninander, andererseits aber eine Umkehrung, die in der Vertauschung der Rollen der Geschlechter liegt". Er nennt diese beiden Hauptgrundzüge zwei Prinzipien, die bewirken, "dass die weibliche Eigenart im Männesstaate sich durch dieselben Merkmale kennzeichnet, wie die männliche Eigenart im Frauenstaate". [24]

So sollen die im folgenden angeführten Phänomene auf die Vorherrschaft eines Geschlechtes hinweisen. Als erstes nennt *Mathias Vaerting* die doppelte Moral des herrschenden Geschlechtes, das sich eben infolge seiner Vorherrschaft mancherlei Freiheiten gestatten könne, die es dem beherrschten Geschlecht verwehre. Was die Vielweiberei anbelange, so setze sie Männerherrschaft voraus, Vielmännerei aber Weiberherrschaft. Voreheliche Keuschheit, sowie Zurückhaltung und Schamhaftigkeit werde nur beim beherrschten Geschlecht geschätzt. Darum kann *Mathias Vaerting* hinsichtlich dieser und ähnlicher Phänomene sagen: "Wenn die Auswüchse der Liebe bei den Geschlechtern, wenn sie Träger der Macht sind, psychologisch eine derartige Aehnlichkeit, ja besser gesagt, Gleichheit aufweisen, so kann man wohl nicht mehr zweifeln, dass die Differenzierung der Geschlechter kein Produkt verschiedener angeborener Anlagen ist, sondern reines Ergebnis ihrer Machtstellung." [25]

Interessant ist nun, dass die von *Mathias Vaerting* betonte Gleichheit der Geschlechter auch für ihn gerade auf diesem Gebiet doch nicht so durchgängig ist, wie er zu Beginn behauptet hatte. So bestehe ein Unterschied, der mit der sexuellen Organisation von Mann und Frau zusammenhängt: infolge der geringeren geschlechtlichen Leistungsfähigkeit des Mannes (im Vergleich zum Weibe) sei die Vielmännerei im Frauenstaate viel weniger zur Blüte gelangt als die Vielweiberei im Männerstaat. Dasselbe gelte auch für die männliche Prostitution. Dazu gehöre auch, dass die Stellung des illegitimen Kindes eine andere ist im Frauenstaat als im Männerstaat, wo es der Mutter Unehre teilen muss.

22) Karlsruhe, 1921. 23) Karlsruhe, 1923, 2. Aufl. 1931. 24) S. 4. 25) S. 22.

Die weitgehende Uebereinstimmung im Verhalten der Geschlechter wenn sie dieselbe Rolle einnehmen, finde abermals eine Grenze bei einem recht merkwürdigen Phänomen. *Mathias Vaerting* kommt auf dieses bei Gelegenheit einer Erörterung der Frage hinsichtlich der grösseren Friedensliebe der Frauen zu sprechen. Auf diese grössere Friedensliebe dürften wir nicht hoffen, wohl aber erfahre die Todesfurcht im Frauenstaat eine andere Bewertung als im Männerstaat. Auf Grund seiner Einsicht in die historischen Quellen behauptet *Mathias Vaerting*, dass im Frauenstaat die Todesfurcht eine schätzenswerte Eigenschaft sei – im Gegensatz zum Männerstaat, wo dieselbe verachtet wird. So stünden also Mann und Weib hinsichtlich ihrer kriegerischen Gesinnung gleich da, nur in der Bewertung der Todesfurcht verhielten sie sich entgegengesetzt. Damit soll es auch zusammenhängen, dass im Männerstaat der Grundsatz "navigare necesse est, vivere non necesse" Geltung habe, während im Frauenstaat der Wert des Lebens an erster Stelle stehe.

Abschliessend stellt *Mathias Vaerting* fest, dass es menschlicher, nicht männlicher oder weiblicher Geist oder Ungeist sei, der beide Geschlechter in gleicher Weise die Herrschaft über das Gegengeschlecht ausüben lässt. Das Machtverhältnis der Geschlester unterstehe übrigens dem Gesetz der Pendel- oder Wellenbewegung. Die weibliche Vorherrschaft der grauen Vorzeit (auf welche unter anderem auch die Göttermanen hinweisen) sei durch die männliche abgelöst worden, und diese scheint in unsern Tagen wiederum in eine weibliche übergehen zu wollen. Die eine Bewegung hebe den Nachweis der Gegenbewegung auf, denn mit der eingeschlechtlichen Vorherrschaft gehe die Tendenz einher, alle Spuren und Erinnerungen un die vorangegangene Herrschaft auszulöschen. Diese These dient *Mathias Vaerting* zur Erklärung dafür, dass hinsichtlich des Matriarchats die Quellen der Ueberlieferung so wenig ergiebig seien. Und was die Anerkennung derselben durch die Forscher anbelang, so werde alles der Tradition des herrschenden Geschlechtes zuwider Laufende sofort in Zweifel gezogen und negiert. Dieser Herrschaftstandpunkt innerhalb der Forschung führe nicht selten zu Konflikten mit den einfachsten Gesetzen der Logik, stellt *Mathias Vaerting* fest, um dadurch kritische Einwände zu entkräften.

In der Tat sind die Kunden, die von einer Gynaikokratie zeugen, gering an Zahl und ausserdem noch der Auslegung bedürftig, die je nach Standpunkt für oder gegen das Vorhandensein des Matriarchats ausfallen können. Deshalb setzen wir uns mit der Interpretation dieser Quellen nicht auseinander, möchten dagegen noch auf eine Arbeit hinweisen, die ebenfalls den Versuch unternimmt, die gesamte Geschichte der Menschheit unter dem Gesichtspunkt eingeschlechtlicher Vorherrschaft zu verstehen. Es ist dies der Aufsatz von *O. Eberz:* "Vom Aufgang und Niedergang des männlichen Zeitalters",[26] seine beiden vorangegangenen

26) Hochland, 1931.

Aufsätze über "Das Zweigeschlechterwesen" [27] und "Vom Wesen der Geschlechterliebe oder der androgynen Liebe" [28] zeugen von spekulativer Geschlechterpsychologie, ebenso muss seine Geschichte des männlichen Zeitalters als Geschichtsspekulation angesprochen werden.

Was nun *Mathias Vaertings* Hauptanliegen betrifft, so besteht es in dem Nachweis, dass eine ganze Reihe von dogmatisch behaupteten Geschlechtsunterschieden gar nicht geschlechtlicher Herkunft seien, sondern auf die sozialen Bedingungen eingeschlechtlicher Vorherrschaft zurückzuführen seien. Darin ist ihm wohl beizustimmen. Dass nun aber die eingeschlechtliche Vorherrschaft selbst nicht sozial bedingt sein kann, sondern vielleicht mit der Geschlechtlichkeit zusammenhängt, hat *Mathias Vaerting* in seinem Buch gar nicht erwogen. Das liegt wohl daran, dass er die Existenz matriarchalischer Staaten als gesichert angenommen hat. Folgt man ihm darin nicht, so bekommt das Phänomen der Männervorherrschaft Bedeutung für die Geschlechterpsychologie. Und alle die Phänomene, die *Mathias Vaerting* als Folge eingeschlechtlicher Vorherrschaft versteht und darum ausscheidet, müssten dann doch immerhin als sekundäre geschlechtsdifferente Merkmale gewürdigt werden. Deshalb ist es auch fraglich, ob wir die politische Gleichberechtigung der Geschlechter abwarten müssen, um von keiner Vorherrschaft präformiertes Material für die erst noch zu schaffende Geschlechterpsychologie erhalten zu können. Phänomenologisch bedeutungsvoll ist der Unterschied der Geschlechter hinsichtlich der Poligamie, der Stellung des illegitimen Kindes, der Einstellung zur Todesfurcht, allerdings auch nur unter dem Vorbehalt, dass wir *Vaertings* Quellenforschung trauen dürfen. Dass es Phänomene sind, die direkt mit der Fortpflanzung zusammenhängen, scheint dieses Vertrauen zu stützen. Schliesslich ist noch zu sagen, dass die vergleichende Psychologie des Männer – und Frauenstaates gar nicht auf zwei Prinzipien angewiesen ist. Wenn beide Geschlechter sich gleich verhalten, sowohl als Herrschende wie als Beherrschte, dann ist damit schon gesagt, dass mit der Rollenvertauschung auch die Umkehrung des Verhältnisses zwischen den Geschlechtern eintritt.

Der zweite Band "Wahrheit und Irrtum in der Geschlechterpsychologie" ist, wie *Mathilde Vaerting* im Vorwort ausführt, vorwiegend psychologisch gerichtet. Die eingeschlechtliche Vorherrschaft wird als Fehlerquelle ebenfalls ausführlich berücksichtigt, aber nun nicht auf historischer, sondern auf psychologischer Grundlage. Im Zentrum ihrer Ausführungen beansprucht sie die Darlegung einer ganz neuen Erkenntnis, die von ihr unter dem Begriff der Sexualkomponente zum ersten Mal in die Psychologie eingeführt wird. Diese Erkenntnis mache nicht nur eine grundlegende Umwälzung der heutigen Geschlechterpsychologie notwendig, sondern sei auch für das ganze Gebiet der angewandten Psychologie von weittragender Bedeutung.

27) Hochland, 1931. 28) Hochland, 1929/30.

Zuerst kommt *Mathilde Vaerting* auf die Auswirkungen der eingeschlechtlichen Vorherrschaft in der Geschlechterpsychologie zu sprechen. Mit jeder Vorherrschaft gehe das Bestreben einher, die Unterschiede zwischen Herrschenden und Beherrschten nicht nur in der Praxis, sondern auch in der Theorie festzulegen, zur Festigung der Macht. Aus diesem Grunde werde theoretisch ein Kampf gegen die Aehnlichkeit de Geschlechter geführt und überdies die Inferiorität des beherrschten Geschlechtes behauptet. Damit bezichtigt *Mathilde Vaerting* die Geschlechterpsychologen grösster Subjektivität; sie seien sogar soweit gegangen, dass sie die herrschende Tagesmeinung stützten. Zum Beispiel: nachdem die Frau sich eine freiere Stellung im öffentlichen Leben errungen hat und die Tagesmeinung nun auf die Gleichberechtigung, infolge der männlichen Uebermacht, nicht aber auf die Gleichartung der Frau schwört, habe sich die Geschlechterpsychologie beeilt, sich dem Wechsel der populären Meinung anzupassen. Sie bemühe sich jetzt, die herrschende Meinung auf Gleichwertigkeit nicht aber Gleichartigkeit der Frau als richtig nachzuweisen.

Im übrigen kann sich *Mathilde Vaerting* auf ein Wort *Kants* berufen: "Der Besitz der Gewalt verdirbt unvermeidlich das freieste Urteil der Vernunft". Darum entschuldigt *Vaerting* auch den Mann, der, die Vorherrschaft innehabend, gar nicht anders könne als die Geschlechter als Herrschender mit einander zu vergleichen; er müsse sich ja als das Mass aller Dinge betrachten. Die beherrschten Frauen aber hätten die Tendenz, die Anschauungen der Männer im allgemeinen kritiklos zu übernehmen, aus der Anerkennung der geistigen Ueberlegenheit des Mannes heraus. Da von dieser Suggestion Befreiung kaum möglich sei, bleibe auch die Erkenntnis dieser Zusammenhänge aus.

Die Tendenz der Herrschenden, einen Abstand zu ihrem Vorteil zu schaffen, habe bei den Beherrschten zur Folge, dass sie diesen zu überbrücken versuchen. Es entwickle sich bei ihnen ein Bestreben, es den Herrschenden gleichzutun. Diese Reaktion bringe ebenfalls Eigenschaften hervor, die diesen in keiner Weise angeboren sind, z. B. grösseren Fleiss, Nachahmungssucht, Mangel an Selbständigkeit und Originalität, alles Eigenschaften, welche bisher als spezifisch weibliche anerkannt worden seien. Diese Eigenschaften seien nicht solche des Weibes als Geschlechtswesen, sondern beruhten auf dem Bestreben des beherrschten Geschlechtes, die Vollkommenheit des herrschenden zu erreichen und so das lastende Odium der Inferiorität zu zerstören.

Nach diesen allgemeinen Feststellungen kommt *Mathilde Vaerting* auf die wissenschaftlichen Untersuchungsergebnisse der letzten Jahrzehnte zu sprechen. Diese hätten überwiegend die Aehnlichkeit der Geschlechter ergeben. Die grosse Mehrheit der Männer und Frauen zeigten die gleichen Eigenschaften, nur eine kleine Minderheit Unterschiede. Der Unterschied zwischen den Individuen gleichen Geschlechts erwiese sich viel grösser als derjenige zwischen Mann und Frau. Trotz der Unsumme wissenschaft-

licher Resultate, so rügt *Mathilde Vaerting,* herrsche nach wie vor die Meinung eines grossen Unterschiedes zwischen den Geschlechtern auch bei den Psychologen vom Fach. Sie liessen in ihren Auslegungen die zahlenmässig festgestellte grosse Mehrheit von Männern und Frauen mit gleichen Eigenschaften unberücksichtigt, höben hingegen die kleine Minderheit mit verschiedenen Eigenschaften stark hervor, so etwa die Geschlechterpsychologen *Wreschner, Giese, Heymans.* Einzig die weit ausholenden statistischen Untersuchungen von *Lipmann,* welche keine oder nur geringfügige Unterschiede festgestellt haben, werden von *Mathilde Vaerting* zustimmend erwähnt; gerade sie seien aber bezeichnenderweise unberücksichtigt geblieben.

Der zweite Teil behandelt die Sexualkomponente als noch ergiebigere Quelle der an Irrtümern überreichen Geschlechterpsychologie. Ihre Entdeckung ist das Verdienst *Mathilde Vaertings.* Wie sie selbst berichtet, machte sie bei einer Umfrage an einer höheren Töchterschule die Entdekkung, dass die Mädchen bei der Lehrerin besser rechneten und dem Mathematikunterricht folgten als bei deren Kollegen. Als sie diesem Phänomen mehr nachging, stellte sich heraus, dass die Mädchen im Reifealter in ihrer intellektuellen Funktion behindert waren durch Weckung oder Verstärkung ihrer erotischen Veranlagung, infolge der Gegenwart eines männlichen Lehrers. Einsicht in die Tagebücher dieser Mädchen bestätigte, dass sie durch ihre schwärmerische Neigung zum Lehrer schon so weitgehend absorbiert waren, dass für diesen Lehrer als geistige Persönlichkeit nicht mehr viel Aufmerksamkeit habe übrig bleiben können. Die Aktualisierung der Sexualkomponente verhinderte die geistige Betätigung dieser Mädchen.

Mathilde Vaerting erklärt die Sexualkomponente folgendermassen. Die Menschheit sei in zwei Geschlechter gespalten. Diese Zweigeschlechtlichkeit der Menschheit gebe der Seele eines jeden Menschen ein doppeltes Gesicht. Die männliche Psyche reagiere auf den Mann ganz anders als auf das Weib; d. h. auf den Mann reagiere sie (die Psyche) neutral, auf das Weib aber geschlechtsbetont. Ebenso die weibliche Psyche, die auf das Weib neutral, auf den Mann aber geschlechtsbetont reagiere. So könne die Sexualkomponente je nach Partner ausgelöst werden oder nicht. Die Doppelung eines jeden Seelengesichts bestehe demnach darin, dass es sowohl sexuell bestimmt als auch neutral erscheinen kann.

In bezug auf die Erkenntnis der Wirkungen der Sexualkomponente behauptet nun *Mathilde Vaerting,* dass sie die psychologische Grundlage des Alltaglebens und besonders die der Geschlechterpsychologie in ganz neuem Lichte erscheinen lasse. Unterschiede der Geschlechter, die man bisher wie ein Dogma geglaubt habe, erwiesen sich nun als Irrtümer. Die Lehre von der Sexualkomponente erschüttere gleichermassen die landläufigen Anschauungen über die Psyche von Mann und Weib wie das wissenschaftliche Fundament der gesamten Geschlechterpsychologie von heute. Denn die in der Mehrzahl von Männern verfassten Arbeiten zur

Geschlechterpsychologie geben in Wirklichkeit den Unterschied von geschlechtsbetontem (weiblichem) und geschlechtsneutralem (männlichem) Verhalten an, nicht aber den absoluten, wie sie Mann und Weib als Geschlecht an sich eigen seien.

Dass nun der Mann dem Manne die neutrale, dem Weibe aber die geschlechtsbetonte Seite zukehre und umgekehrt, das nennt *Mathilde Vaerting* den vorläufig einzig sicheren Unterschied der Geschlechter. Auch sie spricht hier von einem Prinzip der Umkehrung, wie das ihr Mann schon im ersten Bande getan hat bei Gelegenheit der vergleichenden Psychologie des Männer- und Frauenstaates, wo die Vertauschung der Geschlechter in ihrer Rolle als Herrscher und Beherrschte ebenfalls eine Umkehrung der Phänomene zur Folge hatte. *Mathilde Vaerting* nennt diesen bisher einzig sicheren Unterschied einen Grundunterschied der Geschlechter, der von so weittragender Bedeutung sei, dass die ganze Kultur von da aus stärkste Beeinflussung erfahre.

Betrachten wir nun im einzelnen die Kritik *Mathilde Vaertings* an der bisherigen Geschlechterpsychologie, sofern die unberücksichtigte Sexualkomponente die Quelle ihrer Irrtümer sei. Da ist vor allem einmal die besonders von *Heymans* betonte Emotionalität der Frau zu nennen, die so gross sei, "dass man getrost sagen kann, dass die grössere Hälfte der weiblichen Psyche unerklärlich bleibt, wenn man diesen Faktor ausschaltet" *(Heymans.)* Das gegenteilige Ergebnis hat *Thompson* gefunden. Für sie ergab sich beim Mann die grössere Emotionalität; zwar muss festgehalten werden, dass beider Untersuchungsmethoden nicht dieselben waren. *Mathilde Vaerting* erwähnt von *Thompson*, dass diese deshalb ihre Methode einer scharfen Kritik, unter Berücksichtigung aller möglichen Fehlerquellen, unterzogen habe, ohne dass ihr das sexuelle Moment als Entscheidendes für die Untersuchung eingefallen wäre. Deshalb verfalle sie in den Fehler der männlichen Psychologen, die eigenen Erfahrungen für allgemeingültig zu halten. Berücksichtigt man nun die Sexualkomponente, so versteht sich, dass, von *Heymans* aus gesehen, die Frauen, von *Thompson* dagegen die Männer die grössere Emotionalität aufweisen müssen.

Weitere Beispiele seien die von den Aerzten behauptete grössere Standhaftigkeit im Ertragen von Schmerzen bei Frauen, ihre grössere Impulsivität, ihre geringere Bedächtigkeit gegenüber Männern, ihr grösseres Mitgefühl mit denselben. Dass es sich bei dem Umkehrverhältnis um Polarität handle, sagt *Mathilde Vaerting* bei Behandlung der Verhältnisse, wie sie sich zwischen männlichen Richtern und weiblichen Angeklagten ergeben. Denn doppelt so stark wirke sich die Sexualkomponente in Richtung der eingeschlechtlichen Subjektivität bei sexuellen Vergehen aus. Diese würden beim eigenen Geschlecht härter beurteilt als beim Gegengeschlecht. Häufig stimmen die Urteile von Mann über Mann und von Frau über Frau in dieser Hinsicht überein, desgleichen die Urteile von Mann über Frau und Frau über Mann. Diese Uebereinstimmung verwandle

sich aber in Gegensätzlichkeit, wenn die sexuelle Anregung nicht positiv, sondern negativ ausfällt, dann falle das Urteil weit härter aus als das Urteil des gleichgeschlechtlichen Partners.

Auch auf dem intellektuellen Gebiet hat die Nichtbeachtung der Sexualkomponente das Resultat verfälscht. Beliebtes Diskussionsthema sei bisher die Logik der Frauen gewesen, die dem Manne recht unlogisch vorkomme. Das hänge damit zusammen, dass die Beziehungen der Geschlechter durchwegs gefühlsbedingt seien, weshalb logische Argumente gar nicht oder kaum ins Gewicht fallen. Deshalb verhalten sich Mann und Frau gleicherweise unlogisch zueinander. Als weiteren Grund für das beiderseitige unlogische Verhalten führt *Mathilde Vaerting* abermals die Sexualkomponente an, nun aber in Gestalt der geschlechtlichen Polarität, weil sie das Umkehrverhältnis bei der Sexualkomponente als ein polares versteht. Auf die Sexualkomponente sei es nämlich zurückzuführen, dass sich Mann und Frau in allen Urteilen über Personen und Sachen diametral gegenüberstünden. Später korrigiert sie diese Auffassung und macht die Herrschsucht beider Geschlechter dafür verantwortlich.

In einem dritten Teil behandelt *Mathilde Vaerting* die Irrtümer der Geschlechterpsychologie, die durch das Zusammenwirken beider Komponenten, also der Sexualkomponente und der Vorherrschaftskomponente, entstanden sind. Dazu gehöre auch das angeblich grössere Interesse des Weibes für Personen und des Mannes für Sachen. *Mathilde Vaerting* erklärt dies so, dass der Mann als das herrschende Geschlecht bestrebt sei, seine Person zum Mittelpunkt für das beherrschte Geschlecht zu machen. Da dies die Frauen sind, müssen diese sich mehr für Personen, d. h. für die Männer, interessieren, während er sich mehr für Sachen interessieren könne. Dabei aber stehe das weibliche Geschlecht durchaus auch beim Mann im Mittelpunkt des Interesses, nur gebe er es nicht zu. So werde vom Mann immer nur der Inhalt einer Arbeit der Kritik unterzogen, wenn dessen Verfasser ein Mann sei; handle es sich aber um eine Frau, so werde sofort das Geschlecht derselben und damit die Person mit in die Debatte geworfen. Ein anderes Beispiel betrifft das Ideal der Männlichkeit und Weiblichkeit. *Mathilde Vaerting* sagt, das Wort "weiblich" habe heute einen Begriff, der von Sexualität überfliesse, hingegen schliesse das Wort "männlich" fast jeden sexuellen Gedanken aus. Dies sei wiederum nur dadurch möglich, 'dass der Mann das herrschende Geschlecht darstelle und darum auch auf die Begriffsbildung entscheidenden Einfluss ausübe. Dies gelte auch für die sogenannte Rätselhaftigkeit der Frau. Sie ist daher zu verstehen, dass in der Gegenwart des Mannes die positiv gestimmte Sexualkomponente sehr rasch ins Negative umschlagen kann, was übrigens auch für den Mann gelte, nur projiziere er den Umschlag seiner Stimmung auf die Frau. Dem Mann gegenüber trete der Stimmungsumschwung viel weniger auf; auch werde er weniger bemerkt, wenn er bei meheren von ihnen gleichzeitig auftritt, da der parallele Verlauf einen Stimmungsumschwung nicht anzeigen muss. Ausserdem handle die Frau infolge der entgegengesetzt gerichteten Sexualkomponente dem Manne häufig genau

entgegengesetzt. Auch aus diesem Grunde erhalte das Wesen des Weibes für den Mann etwas Geheimnisvolles. Denn für das weibliche Geschlecht, welches dieselbe Richtung der Sexualkomponente hat, seien die Rätsel, die der Mann sieht, zumeist verständlich. Uebrigens erscheine der Mann der Frau nicht weniger geheimnisvoll als die Frau dem Manne. Schliesslich, wenn der Mann behauptet, dass es unter Frauen keine Freundschaft gebe, dass sich das Weib mehr für Liebe, der Mann aber mehr für Freundschaft eigne, entspreche dies den Erfahrungen des Mannes mit beiden Geschlechtern. Dabei übersehe der Mann, dass für die Frau dasselbe gilt. Auch bei ihr sei Freundschaft der Ausdruck intellektuellen Vertrauens. Der Mann, der immer die psychische Verschiedenheit der Geschlechter betont habe, vergesse eben, dass diese Verschiedenheit genau darin besteht, dass die Frau die beiden Geschlechter von der umgekehrt psychischen Seite sieht und erlebt als der Mann. Diese vorläufig einzig wirkliche Verschiedenheit sei ihm entgangen.

Diese wenigen Beispiele dürften uns einen Begriff von *Mathilde Vaertings* Kritik an der bisherigen Geschlechterpsychologie geben. Wenden wir uns deshalb noch ihren Vorschlägen zur Vermeidung künftiger Irrtümer zu. Die Objektivität der Kritik, in Wissenschaft wie in Kunst, glaubt sie nur dadurch gesichert, dass beide Geschlechter an ihr beteiligt sind. Für die Geschlechterpsychologie selbst genüge das noch nicht. Hier müssten wir erst die soziale Gleichberechtigung der Geschlechter abwarten, denn allein sie lasse das Verhältnis der Geschlechter so erscheinen, wie es ist. Und dies sei erst der Fall, wenn auch in der Erziehung jegliche Vorherrschaft eines Geschlechtes aufgehört habe. Dessen ungeachtet wollten *Mathias* und *Mathilde Vaerting* in einem dritten Bande die wirklichen Geschlechtsunterschiede darlegen. Dieser ist bis jetzt nicht erschienen, so dass wir uns darauf beschränken müssen, *Mathilde Vaertings* Kritik zu würdigen.

Der Titel ihres Werkes ist insofern irreführend, als er nur vom Irrtum und nicht auch von der Wahrheit in der Geschlechterpsychologie handelt. Es ist uns ausser der positiven Erwähnung von *Lipmanns* statistischen Untersuchungen keine weitere begegnet, *Lipmann* aber hatte auf Grund derselben fast keine Unterschiede feststellen können. Es fragt sich, ob nicht *Mathilde Vaertings* Kritik heimlich von der Voraussetzung geleitet war, dass die Unterschiede von Mann und Weib überhaupt nicht so gross sind, wie in aller Geschlechtermetaphysik und -psychologie bisher behauptet worden ist. Das könnte man zugeben, insbesondere wenn man die dualistische Interpretation der Geschlechtsdifferenz berücksichtigt. Trotzdem darf aber nicht derjenige Unterschied übersehen werden, der für die Fortpflanzung von Wichtigkeit ist und eben diesen scheint *Mathilde Vaerting* übersehen zu haben. Beide, *Mathias* und *Mathilde Vaerting*, kommen auf die Geschlechter in ihrem Verhältnis zum Kind und zueinander zu sprechen, ohne den primären Unterschied der geschlechtlichen Funktion zu berücksichtigen.

Mathilde Vaerting macht zwei Faktoren für die Irrtümer der bisherigen Geschlechterpsychologie geltend: erstens die Vorherrschaft des männlichen Geschlechtes und zweitens die Nichtbeachtung der Sexualkomponente. Dabei folgt in gewisser Weise die Vernachlässigung der Sexualkomponente aus der Vorherrschaft. Denn nur wer sich als das Mass aller Dinge betrachtet, kann den Standpunkt des anderen übersehen. So stammen eigentlich alle Irrtümer der Geschlechterpsychologie aus der Subjektivität des Urteilenden, der seine Meinung, seine Ansicht, seine Erfahrungen für objektiv hält. Die Nichtbeachtung der Sexualkomponente entstammt der individuellen Subjektivität der Urteilenden. Von dieser individuellen Subjektivität gibt es aber einen sozialen Aspekt, d. h. sie wird sozial dedeutungsvoll, wenn sich diejenige eines Geschlechtes durchzusetzen vermag. Dann bekommt sie potenzierte Bedeutung. Die Ueberwindung der Subjektivität im Urteil wie in der Handlung würde daher sowohl die Vorherrschaft des männlichen Geschlechtes beseitigen als auch die Beachtung der Sexualkomponente herbeiführen.

Es ist nun beachtenswert, dass wir von der Vorherrschaft der Frauen nur unsichere Kunde besitzen, während die Vorherrschaft der Männer – wenigstens in politischer Beziehung – noch heute ganz offensichtlich ist. Wir haben schon hervorgehoben, dass gerade dies ein Phänomen ist, dem die Geschlechterpsychologie ihre Aufmerksamkeit zu schenken hat. Vielleicht handelt es sich hier um die soziale Auswirkung der Geschlechtsdifferenz selbst. Sollte dies der Fall sein, so dürften wir hier von der sozialen Form der Sexualkomponente sprechen.

Dem gegenüber wäre die von *Mathilde Vaerting* entdeckte Sexualkomponente die individual - sexuale Komponente zu nennen. Von dieser sagt sie nun, dass sie jedem Menschen ein doppeltes Gesicht verleihe, ein sexuell neutrales, beim Mann dem Manne und beim Weib dem Weibe gegenüber, und ein sexuell betontes, dem Manne gegenüber beim Weibe und umgekehrt. Dies bedinge eine Umkehrung oder Gegensätzlichkeit der Geschlechter in ihrem Verkehr miteinander. In allgemeiner Formulierung verhalten sich die Geschlechter aber durchaus gleichgerichtet, nämlich dem gleichgeschlechtlichen Partner gegenüber neutral, dem gegengeschlechtlichen gegenüber sexuell betont. Es ist nun allerdings zu sagen, dass dies eine Behauptung *Mathilde Vaertings* bleibt, solange nicht genau untersucht worden ist, wie sich der Mann zum Mann und das Weib zum Weib verhält. Vielleicht lassen sich da Differenzen entdecken, die nicht unterschlagen werden dürfen, im Falle sie die Arbeitshypothesen nicht bestätigen sollten. Bestimmt aber verhält sich der Mann dem Weibe gegenüber nicht analog wie das Weib dem Manne gegenüber. Hier ist ja gerade der Ort, wo die Geschlechtsdifferenz als psychische festgestellt werden muss. Dazu kommt noch, wie wir schon festgehalten haben, die Differenz im Verhalten beider Geschlechter dem Kinde gegenüber – und übrigens dasselbe im umgekehrten Sinn, nämlich das verschiedene Verhalten von Knabe und Mädchen Vater und Mutter gegenüber.

Wenn wir dies alles in Betracht ziehen, dann müssen wir doch ernsthafte Vorbehalte in bezug auf diesen angeblich einzigen Unterschied der Geschlechter anbringen. Dies gilt vor allem auch *Mathilde Vaertings* Erklärung der Sexualkomponente gegenüber. Die Menschheit ist keinesweg in zwei Geschlechter gespalten, eine Behauptung, die schon *Schopenhauer* aufgestellt hatte. Ebenso wenig bedeutet das gegensätzliche Verhalten der Geschlechter oder ihr Umkehrverhältnis eine Polarität. Schliesslich ist noch dies zu sagen, dass auch eine Psychologie der Geschlechterdifferenz, die *Mathilde Vaertings* Anweisungen folgen würde, keinen absoluten Unterschied von Mann und Weib angeben könnte, wie sehr sie auch möchte. Darum ist es auch unnötig, in Kunst und Wissenschaft das Urteil beider Geschlechter einzuholen.

Ungeachtet all dieser Bedenken, die wir an *Mathilde Vaertings* Kritik der Geschlechterpsychologie anbringen mussten, bleibt es ihr Verdienst, nachdrücklich auf die Relativität aller Urteile über die Geschlechter aufmerksam gemacht zu haben. Es ist wichtig zu wissen, dass der Psychologe bei seinen Untersuchungen das Ergebnis durch seine eigene Geschlechtlichkeit nicht nur theoretisch auf Grund seiner möglichen männlichen (oder weiblichen) Affektivität, sondern auch praktisch beeinflusst. Seine Geschlechtlichkeit bildet praktisch eine grosse Fehlerquelle; auch wenn er sich noch so neutral verhält, kann er doch nicht hindern, dass sein weibliches Beobachtungsobjekt affektiv reagiert. Freilich wird die Berücksichtigung dieses Faktums eine Aenderung der bisherigen Geschlechterpsychologie methodisch notwendig erscheinen lassen und darum für dieselbe von weittragender Bedeutung sein, wenn auch dadurch die ganze Kultur kaum stärkste Beeinflussung erfahren wird. Die grundlegende Umwälzung dürfte vielmehr nur auf Grund einer prinzipiellen wie angewandten Ueberwindung der Subjektivität im Urteil zu erreichen sein.

ZUSAMMENFASSUNG

Die vorliegende kritische Betrachtung zur Psychologie der Geschlechtsdifferenz gilt deren *Methode,* sowohl nach ihrer prinzipiellen wie nach ihrer angewandten Seite.

In der Einleitung "Zur Klärung der Frage nach der psychischen Geschlechtsdifferenz" hat sie sich die Aufgabe gestellt zu beantworten, wohin die Frage nach der Geschlechtsdifferenz als psychischer gehöre. Ferner wird erörtert, in welchem Lebensbereich die Geschlechtsdifferenz als solche zu finden sei.

Die Klärung der Frage nach der psychischen Geschlechtsdifferenz geschieht im Vollzug der Auseinandersetzung mit einem Aufsatz von *Kunz* über "Idee, Wesen und Wirklichkeit des Menschen", wo untersucht wird, ob die Geschlechtlichkeit des Menschen in dessen Wesensbestimmung mit aufgenommen werden muss oder nicht. Als Antwort hat sich ergeben, dass dieselbe nicht in die Wesensbestimmung aufgenommen werden *kann,* weil sonst nicht nur die Wesensbestimmung unmöglich würde, sondern auch noch das Problem und damit der Ausgangspunkt der Frage dahinfiele. Das bedeutet nicht mehr und nicht weniger, als dass es ausgeschlossen ist, den Unterschied der Geschlechter a priori, d. h. vor aller Erfahrung, zu bestimmen. Im Verlauf einer Klärung der Begriffe *Idee, Wesen* und *Wirklichkeit* wird gesagt, dass es sich bei *Mann* und *Weib* um *Typenbegriffe* handelt, die einen bestimmten Ausschnitt aus der Wirklichkeit des Menschen meinen, mit denen wir aber den ganzen Menschen wesensmässig bezeichnen, obwohl sie nur auf dessen Wirklichkeit angewendet werden dürften. Denn das Wesen des Menschen zu bestimmen, ist Aufgabe der philosophischen Anthropologie, die Bestimmung der in der Wirklichkeit aktualisierten Besonderheit oder Eigenart ist Aufgabe der Individualpsychologie. Im Falle der Geschlechterpsychologie handelt es sich um eine Typologie, die der speziellen Psychologie zugerechnet wird.

Als Lebensbereich der Geschlechtsdifferenz wird die Fortpflanzung bezeichnet, bei der es aber nicht um die Erhaltung des Geschlechtes im Sinne der menschlichen Gattung geht, sondern um die Erhaltung der je besonderen Organisationsidee einer Seele. Denn in einer vorläufigen Bestimmung von *Mann* und *Weib* wird die Fortpflanzung als derjenige Bereich bezeichnet, innerhalb dessen die geschlechtliche Differenzierung ihren teleologischen Grund hat. Obwohl beide, sowohl Doppelgeschlechtlichkeit wie Fortpflanzung als Fakta nicht erklärbar sind, lässt sich

doch die Fortpflanzung aus dem Wesen des Menschen, d. h. anthropologisch, verstehen. Weil es bei der Fortpflanzung um die Erhaltung der Organisationsidee in neuen Leibstaaten geht, welche ihr präformiertes Keimmaterial von den elterlichen Organismen beziehen, kommt die geschlechtliche Differenzierung primär in der organischen Verschiedenheit der Geschlechter zum Ausdruck. Von dieser haben wir aber nur den sinnlichen Aspekt zur Verfügung, der uns keinen Schluss auf die organisationsideelle Verschiedenheit der elterlichen Seelen erlaubt. Einen Innenaspekt von der leiblichen Verschiedenheit aber besitzen wir nicht. Von dem äusseren (weil sinnlichen) Aspekt der leiblichen Organisation dürfen wir aber auch nicht auf die seelische Qualität schliessen, weil diese ausschliesslich das aussenpolitische Verhalten der Seele und deren interne Auseinandersetzung mit ihm betrifft. Es ist höchstens ein Schluss von diesem seelischen Verhalten auf die physische Beschaffenheit erlaubt, weil die Physis Organ der Seele ist und deren Verhalten mitbestimmt. Das aussenpolitische Verhalten der Seele allein ist es, das auch der Geschlechterpsychologie das Material ihrer Betrachtung liefert, wobei in erster Linie das Verhalten zum Geschlechtspartner und zur Nachkommenschaft in Frage kommt, dann aber auch das Verhalten zum gleichgeschlechtlichen Partner, als Ergänzung der vergleichenden geschlechtspsychologischen Betrachtung.

Unter dem Titel "Spekulative Geschlechterpsychologie" wird zusammenfassend die Geschlechtermetaphysik der Philosophen betrachtet. Was das Verständnis der Fortpflanzung als Ausgangspunkt der Geschlechter psychologie betrifft, so wird von *Kant, Fichte, Schleiermacher,* und *Schopenhauer* die Fortpflanzung der *Gattung* als Zweck der *Natur* hingestellt. Dies wird abgelehnt, weil es weder Natur noch Gattung als Individuen gibt. Ebenso wird die prinzipiell duale und polare Auffassung der Doppelgeschlechtlichkeit zurückgewiesen, weil das Faktum derselben nicht als notwendiges a priori erklärt werden kann. Die dualgegensätzliche Auffassung findet sich bei *Fichte, Humboldt, Fr. Schlegel* und *Schleiermacher,* die dual-polare Auffassung bei *Schelling, Schopenhauer, E. von Hartmann* und *Thiel.* Die Doppelgeschlechtlichkeit darf schon deshalb nicht als Prinzipdualismus begriffen werden, weil dieser von vorneherein an der Wahrheit (vom *einen* Prinzip) vorbeigeht, sie darf auch nicht als Polarität begriffen werden, weil diese individuelle Angelegenheit ist und bei Verteilung auf zwei Individuen (wie sie die beiden Geschlechter repräsentieren) aufgehoben oder zerrissen würde. Neben diesem breiten Raum, den die Geschlechtermetaphysik bei den genannten Autoren einnimmt, findet sich kaum mehr Platz für eine wirkliche Geschlechterpsychologie, denn die metaphysische Bestimmung lässt die psychologische überflüssig erscheinen. Was dennoch an psychologischen Bemerkungen vorliegt, zeugt weitgehend von affektiver Einstellung und von Ueberheblichkeit der "Philosophen" dem weiblichen Geschlecht gegenüber, und statt Ueberwindung der Subjektivität im Urteil treffen wir deren Billigung an.

Schon vor der physiologisch orientierten Psychologie, die um die Wende zum 20. Jahrhundert auftritt, beginnt die Psychologie der Geschlechtsdifferenz als Psychologie der Frau. Die erste vergleichende Physiologie und Psychologie der Geschlechter stammt von *H. Ellis.* Im deutschen Sprachgebiet ist *Möbius* der erste, der aus der physischen Beschaffenheit (und zwar des Gehirns) der Geschlechter auf deren psychische Unterschiedlichkeit "kurz" schliesst, weil er dogmatisch von der physischen Beschaffenheit des Gehirns auf die psychisch-intelligible schliesst, statt umgekehrt und mit dem Verbehalt des hypothetischen Charakters dieses Schlusses. Ausserdem stehen seine Ausführungen im Dienste des politischen Interesses, dem es um die Erhaltung der Gattung geht, weshalb er das Weib teleologisch begreift und zur Fortpflanzung der Gattung beordert.

Thematisch, obwohl dort nicht besprochen, gehört auch die statistisch arbeitende exakte Psychologie zur physiologisch orientierten. Denn alle messbaren Daten gehören dem Bereich der Physis an und geben nur über Quantitatives und nicht über Qualitatives Aufschluss. Was die Resultate dieser "exakten" Wissenschaft anbelangt, so widersprechen sich diejenigen von *Heymans* und *Thompson* derart, dass ihnen ebensowenig ein Unterschied zwischen den Geschlechtern entnommen werden kann, wie den Untersuchungen *Lipmanns,* der einen nur unwesentlichen oder gar keinen eruieren konnte.

In *Weiningers* "Geschlecht und Charakter" findet die metaphysische Auffassung der Geschlechtsdifferenz ihren stärksten Ausdruck. Es geht ihm in seiner prinzipiellen Untersuchung um die Zurückführung aller Gegensätze von Mann und Weib auf ein Prinzip. Dieses Prinzip ist der allgemeine Dualismus von Sein – Nichtsein oder Etwas – Nichts. Obwohl das Problem dieses Dualismus nie lösbar sein wird, versucht *Weininger* trotzdem, es in seiner geschlechtlichen Sonderform zu lösen. Diese Lösung besteht in der Vernichtung des Nichts und damit dessen geschlechtlichen Typus', des Weibes. Der praktische Hintergrund des Problems besteht in dem Versuch des Mannes, sich von der Schuld der Sexualität zu befreien. Möglich ist dies für *Weininger* nur durch Verzicht auf die Sexualität. Durch diesen Verzicht wäre auch die Lösung des Frauenemanzipationsproblems gewährleistet.

Weininger geht in der Weise vor, dass er, um die sexuelle Mannigfaltigkeit zu begreifen, nach dem Schema des ursprünglichen Dualismus von Sein – Nichtsein, zur Konstruktion der sexuellen Typen, greift. Er fasst den Menschen als eine Mischung von Mann– und Weibtypus und hofft damit die geschlechtliche Anziehung von Mann und Weib auf Grund der reziproken Mischungsverhältnisse erklären zu können. Die Konstruktion der Typen hat für ihn zugleich Erkenntnisbedeutung und bietet ihm die Gelegenheit zu mancherlei methodischen Erwägungen in bezug auf Philosophie, Psychologie, Charakterologie und deren Problematik. Vom prinzi-

piellen Missverständnis der Geschlechtsdifferenz als einer aus dem allgemeinen Dualismus ableitbaren abgesehen, zeugen *Weiningers* Ausführungen von einer stark subjektiv-affektiven Einstellung zu Sexualität und Weiblichkeit, wobei allerdings die denkerische Anstrengung nicht übersehen werden darf.

Die Kritik der Geschlechterpsychologie wird nach den vorliegenden Werken hauptsächlich von Frauen bestritten, wie ja denn auch die Geschlechterpsychologie sich stark auf die Frau konzentriert hat. *Rosa Mayreder* wendet sich vor allem gegen die Bestimmung des Weibes aus dem Prinzip der Polarität. Sie macht aber auch auf die individuelle Subjektivität im Urteil der Psychologen aufmerksam, die als Fehlerquelle in Frage kommen könnte. Im einzelnen setzt sie sich mit *Simmels* Geschlechtermetaphysik auseinander, der die Doppelgeschlechtlichkeit ebenfalls der Polarität unterordnet. Gegen diese Unterordnung wenden sich auch *M. Weber* und *H. Keyserling*, während *G. Bäumer* glaubt, sie aufrecht erhalten zu können. Deshalb ist ihre Kritik sowohl an *Mayreder* wie an *Scheffler* ungerechtfertigt, welch letzterer die Weiblichkeit ebenfalls als ein metaphysisches Prinzip betrachtet. *Mayreder* wie *Bäumer* geben sich Rechenschaft über die bisher befolgten Wege zur Bestimmung der Geschlechtsdifferenz. Beide lehnen die metaphysische Methode der Bestimmung aus einem Prinzip oder aus einer Idee ab. Dagegen vertritt *Bäumer* die historische Methode, um die Stellung des Weibes in der Kultur zu bestimmen, während *Mayreder* dieselbe ablehnt. Ebenso empfiehlt *Bäumer* die statistische Methode der exakten Psychologie, die theoretisch der physiologisch orientierten Psychologie zugerechnet werden muss, während *Mayreder* wiederum auch diese ablehnt. Dafür nimmt sie eine Typisierung der psychosexuellen Einstellung vor, welche die verschiedenen Urteile über Geschlechtlichkeit und Geschlechtsart verständlich machen sollen. Besonders hervorzuheben ist aber *Mayreders* Hinweis auf den empirischen Ausgangspunkt der Geschlechterpsychologie, der in der ungleichen Verteilung der Fortpflanzungsaufgaben zwischen den Geschlechtern besteht. Sie nennt Vaterschaft und Mutterschaft die Angel der Kulturgeschichte in ihrem Verhältnis zu den Geschlechtern.

Gerade dieser Hinweis fehlt in dem grossen Werk der Ehegatten *Mathias* und *Mathilde Vaerting* zur Neubegründung der Psychologie von Mann und Weib. Zwar übersieht *Mathias Vaerting* in seiner historischen Arbeit das Verhältnis der Geschlechter zur Nachkommenschaft nicht, berücksistigt sie aber nur im Zusammenhang seiner Betrachtung der geschlechtlichen Eigenart von Mann und Weib unter den sozialen Bedingungen eigengeschlechtlicher Vorherrschaft. Er geht also von der sozialpolitischen Stellung der Geschlechter aus und nicht von der individualpolitischen, unter welcher wir die verschiedene Rolle der Geschlechter hinsichtlich ihrer ebenfalls politischen Funktion der Fortpflanzung ver-

standen. Diese hat aussenpolitischen Rang, weil sie den Verkehr der Seele mit den ausserleiblichen Individuen betrifft, während die Vorherrschaftsstellung der Geschlechter im grossen Staat hinsichtlich der Geschlechtlichkeit innenpolitischen Rang einninmmt. Weil nun *Mathias Vaerting* die Existenz gynaikokratischer Staaten in prähistorischer Zeit für gesichert annimmt, sieht er keinen Anlass, die gegenwärtige eingeschlechtliche Vorherrschaft der Männer als sexualdifferentes Phänomen in Erwägung zu ziehen. Und weil er die individual-politische Stellung von Mann und Frau als Vater und Mutter nicht beachtet, unterbleibt auch die Frage, ob es sich beim Männer- und Frauenstaat vielleicht im besonderen um einen Vater- oder Mutterstaat handelt oder nicht. Wenn die männliche Vorherrschaft sexualdifferente Bedeutung hat, dann haben alle von ihr abhängigen Phänomene für die Geschlechterpsychologie wenigstens sekundäre Bedeutung, im Unterschied zur Auffassung von *Mathias Vaerting*, der ihnen gar keine beimisst.

Ist *Mathias Vaertings* historischer Ausgangspunkt weder gesichert noch psychologisch begründet, so bleibt es doch sein Verdienst, auf die sozialen Umstände aufmerksam gemacht zu haben, deren Vernachlässigung eine bedeutende Fehlerquelle darstellt. Das Ergebnis seiner Untersuchungen besteht nun darin, dass die Verhältnisse, an sich genommen, im Männerstaat wie im Frauenstaat gleiche Gestaltung zeigen. In bezug auf Mann und Frau zeigen die Verhältnisse aber eine charakteristische Umkehrung. *Mathias Vaerting* nennt dies die beiden Hauptgrundzüge oder Prinzipien der vergleichenden Geschlechterpsychologie, womit er aber insofern Unrecht hat, als es sich da nur um die beiden Seiten handelt, von denen aus die Verhältnisse betrachtet werden können: die allgemeine, unter Abstraktion vom Beziehungsgegenstand, und die besondere, unter Bezugnahme auf denselben; denn allein die Rollenvertauschung der Geschlechter bedingt die Umkehrung der Verhältnisse. Diese kennt freilich Ausnahmen, welche direkt mit der sexuellen Organisation der Geschlechter zusammenzuhängen scheinen. Infolge der geringeren geschlechtlichen Leistungsfähigkeit des Mannes ist das Ausmass der Polygamie und Prostitution im Frauenstaate geringer als im Männerstaate. In diesem teilt das illegitime Kind die Unehre der Mutter, in jenem dessen Ehre. Ebenso findet das Leben und die Todesfurcht eine gegenteilige Bewertung im Frauenstaat als im Männerstaat. In diesem wird beides gering geachtet, in jenem hochgeachtet, vorausgesetzt, dass *Mathias Vaertings* Quellen und Interpretation derselben anerkannt werden. Ihre dogmatische Anerkennung durch ihn selbst verleiht seinen Ausführungen allerdings geschichtsspekulativen Charakter, der ihm unter anderem die sexualpsychologische Würdigung der männlichen Vorherrschaft verunmöglicht hat.

Mathilde Vaerting berücksichtigt die eingeschlechtliche Vorherrschaft ebenfalls als Fehlerquelle, stellt aber im übrigen die Sexualkomponente in den Mittelpunkt ihrer Untersuchungen. Deren Vernachlässigung erwies

sich ihr als noch ergiebigere Quelle der Irrtümer in der Geschlechterpsychologie. Als Sexualkomponente bezeichnet sie die Tatsache, dass jedes Geschlecht auf den gegengeschlechtlichen Partner sexuell betont, auf den gleichgeschlechtlichen Partner aber sexuell neutral wirke. Sie nennt dies das doppelte Gesicht, das jeder Mensch in sexueller Beziehung habe. Aus dieser Tatsache erklären sich die Irrtümer der Geschlechterpsychologie in der Weise, dass vom Mann der sexuell neutrale Aspekt des Verhaltens wahrgenommen wird, wenn der Beobachtende selbst ein Mann ist. Dasselbe gilt für die Frau; auch sie wird in ihren Vergleichen zwei inkongruente Aspekte, den neutralen von ihresgleichen und den sexuell betonten vom männlichen Geschlecht, allein zur Verfügung haben. Darüber hinaus wird aber beim gegengeschlechtlichen Partner durch den Kontakt die sexuell betonte Seite angeregt, was das Beobachtungs– und Vergleichsergebnis in verstärktem Masse verfälscht.

In dem Hinweis auf dieses Faktum besteht das grosse Verdienst *Mathilde Vaertings;* er wird in aller künftigen Geschlechter psychologie nicht übersehen werden dürfen. Wenn aber nun *Mathilde Vaerting* dies den bisher einzigen und grundlegenden Unterschied der Geschlechter nennt, so trifft das aus zwei Gründen nicht zu. Einmal verhalten sich beide Geschlechter dann gleich, wenn jedes dem gleichgeschlechtlichen Partner die sexuell neutrale, dem gegengeschlechtlichen aber die sexuell betonte Seite zeigt; zweitens aber steht es noch gar nicht fest, dass der geschlechtsneutrale Charakter der Beziehungen von Mann zu Mann demjenigen von Weib zu Weib entspricht oder gar kongruent ist. Was aber den Charakter der geschlechtsbetonten Beziehung von Mann zu Weib betrifft, so stimmt er sicher nicht überein mit demjenigen vom Weib zum Mann. Auf diese Weise dürfen wir nur formal von einem Umkehrungsverhältnis sprechen, materiell aber verhält sich das Weib spezifisch verschieden zum Mann als der Mann zum Weib. Eben deshalb ist das formale Umkehrungsverhältnis noch kein polares der Geschlechter zueinander zu nennen, abgesehen davon, dass dies prinzipiell nicht möglich ist. Auch bei *Mathilde Vaerting* hängt das Ungenügen ihrer Kritik damit zusammen, dass sie voreingenommen das Verhältnis der Geschlechter als polares versteht und darum dem empirischen Ausgangspunkt keine Beachtung schenken konnte.

Für eine künftige Geschlechterpsychologie ergibt sich daher Folgendes. Negativ: es darf nicht versucht werden, die Geschlechtsdifferenz a priori aus irgendeinem Prinzip zu bestimmen. Die Umkehrbeziehung hat nur formale Bedeutung und gibt darum nur den Rahmen der realen Beziehung zwischen den Geschlechtern. Positiv: Es ist von dem funktionellen Unterschied der Geschlechter hinsichtlich der anthropologisch richtig verstandenen Fortpflanzung auszugehen. Dieser Unterschied weist der Frau Schwangerschaft, Geburt und Aufzucht der Kinder zu, dem Mann die Auslösung dieses ganzen Entwicklungsprozesses. Weil es in der Fortpflan-

zung um die Ausweitung und Erhaltung der je besonderen Organisationsidee einer Seele in einem Leibe geht, und dieser Prozess durch die elterlichen Leiber vorbereitet wird, drückt sich die Geschlechtsdifferenz in der Leiborganisation der Geschlechter aus. Das Verhältnis der Geschlechter zueinander und zur Nachkommenschaft liefert als aussenpolitisches einzig und allein das für die Geschlechterpsychologie zulässige Material. Dabei ist zu berücksichtigen, erstens unter welchen sozialen Bedingungen dieses Material gewonnen wird und zweitens, dass das Material durch die eigene Geschlechtsart des Beobachtenden verfälscht sein könnte. Was übrigens das nicht spezifisch geschlechtliche Verhalten, im Verhältnis zum geschlechtlichen, betrifft, so dürfte es sich damit so verhalten, dass es durch dasselbe begrenzt ist. Bei der Frau nimmt die Fortpflanzungsaufgabe erfahrungsgemäss einen wesentlich breiteren Raum ein als beim Mann, so dass sie umgekehrt für andere Aufgaben weniger in Anspruch genommen werden kann als der Mann. Was aber die kulturelle Aufgabe des Menschen betrifft, d. h. seinen Versuch, das Leben geistig zu führen, so ist diese bei beiden Geschlechtern grundsätzlich die gleiche, entsprechend der Verschiedenheit im Fortpflanzungsgeschehen aber ebenso verschieden geartet, in welcher Weise, das wird die Psychologie der Geschlechtsdifferenz ohne Voreingenommenheit ebenfalls erst noch feststellten müssen. Sie kann dabei nicht ohne kritische Besinnung auskommen, sowohl nach der grundsätzlich-philosophischen wie nach der angewandt-psychologischen Seite, wozu die vorliegende Arbeit einen Beitrag leisten wollte.

Literaturverzeichnis

Alsberg: Die geistige Leistungsfähigkeit des Weibes im Lichte der neueren Forschung. *Archiv für Rassen und Gesellschaftsbiologie, 4/1907.*

Bäumer G. Die Frau und das geistige Leben. *Leipzig, 1911.*

Eberz O. Vom Wesen der Geschlechterliebe oder androgynen Liebe. *Hochland 1929/30.*
Das Zweigeschlechterwesen. *Hochland, 1931.*
Vom Aufgang und Niedergang des männlichen Zeitalters. *Hochland, 1931.*

Ellis H. Mann und Weib. *Btbliothek für Sozialwissenschaft, Bd. 3. Leipzig, 1895.*

Fichte J. G. Grundlage des Naturrechts nach Prinzipien der Wissenschaftslehre. *Leipzig, 1796.*

Giese F. Der romantische Charakter. Bd. I: Die Entwicklung des Androgyneproblems in der Frühromantik. *Langensalza, 1919.*

Guhl E. Die Frauen in der Kunstgeschichte. *Berlin, 1858.*

Häberlin P. Naturphilosophische Betrachtungen. Bd. I & II. *Zürich, 1939/40.*
Der Mensch. Eine philosophische Anthropologie. *Zürich, 1941.*

Hartmann E. v. Phänomenologie des sittlichen Bewusstseins. *Berlin, 1879.*

Hartmann M. Geschlecht und Geschlechtsbestimmung. *Sammlung Göschen Bd. 1127. Berlin, 1939.*

Heymans G. Psychologie der Frauen. *Die Psychologie in Einzeldarstellungen, Bd. 3. Heidelberg, 1908.*

Joël K. Die Frauen in der Philosophie. *Sammlung gemeinverständlicher Vorträge, herg. von Virchov und Holtzendorff, Heft 246, 1896.*

Kant I. Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. *Leipzig, 1798.*

Keyserling H. Reisetagebuch eines Philosophen. *Darmstadt, 1920.*

Kunz H. Idee, Wesen und Wirklichkeit des Menschen. *Jahrbuch der schweizerischen philosophischen Gesellschaft, 4/1944. Basel, 1944.*

Lipmann O. Psychische Geschlechtsunterschiede (mit ausführlichem Literaturverzeichnis.) *Leipzig, 1917.*

Lombroso C. und Ferrero G. Das Weib als Verbrecherin und Prostituierte. *Hamburg, 1894.*

Marholm L. Das Buch der Frauen. *Berlin, 1895.*
Zur Psychologie der Frauen. *Berlin, 1897 - 1903.*

Mayreder R. Kritik der Weiblichkeit. *Jena, 1905.*
Geschlecht und Kultur. *Jena, 1923.*

Mill J. St. Die Hörigkeit der Frau. *Berlin, 1869.*

Möbius J. P. Beiträge zur Lehre von den Geschlechtsunterschieden. *Halle, 1907.*
Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes. *Halle, 4. Aufl. 1902.*

Näcke P. Verbrechen und Wahnsinn beim Weibe. *Wien, 1894.*

Scheffler K. Die Frau und die Kunst.

Schelling F. W. J. Von der Weltseele. *Hamburg, 1798.*
Erster Entwurf eines Systems der Naturphilosophie. *Jena, 1799.*

Schopenhauer A. Die Welt als Wille und Vorstellung. *Leipzig, 1819.*
Parerga und Paralipomena. *Leipzig, 1851.*

Simmel G. Das Relative und das Absolute im Geschlechterproblem.

Zur Psychologie der Frauen. *Zeitschrift für Völkerpsychologie, 20/1890.*

Thiel M. Das Verhältnis der beiden Geschlechter zur menschlichen Wesenheit und zueinander in allgemein philosophischer Betrachtung. *Divus Thomas, 12/1934.*

Thompson H. B. Vergleichende Psychologie der Geschlechter.
Experimentelle Untersuchungen der normalen Geistesfähigkeiten bei Mann und Weib. *Würzburg, 1905.*

Vaerting Mathias Die weibliche Eigenart im Männerstaate und die männliche Eigenart im Frauenstaate. *Karlsruhe, 1921.*

Vaerting Mathilde Wahrheit und Irrtum in der Geschlechterpsychologie. *Karlsruhe, 1923. 2. A. Weimar, 1931.*

Weber M. Die Frau und die objektive Kultur. *Die höhere Mädchenbildung. Leipzig, 1908.*

Weininger O. Geschlecht und Charakter. *Wien & Leipzig, 1903.*

Namenregister

Alsberg 26.
Augustin 10.
Bäumer G. 43 ff.
Eberz O. 48.
Ellis H. 22.
Empedokles 42.
Ferrero G. 22.
Feuerbach 10 ff.
Fichte J. G. 11 ff., 20 ff.
Fliess W. 23.
Giese F. 10, 12, 51 ff.
Goethe W. 14, 29.
Guhl E. 22.
Häberlin P. 7 ff., 18 ff.
Hartmann E. v. 14 ff., 21 ff.
Hartmann M. 26.
Heimsoeth K. 10.
Heymans G. 44, 46, 51 ff.
Hirschfeld M. 23.
Humboldt 12 ff.
Joël K. 22.
Kant I. 10 ff, 19, 28, 33, 50.
Keyserling H. 42 ff.
Kierkegaard S. 10.
Kunz H. 1 ff., 10, 16.
Lehien E. 23.
Lipmann O. 44, 51, 54.
Lombroso C. 22.
Marholm L. 22.
Mayreder R. 38 ff.
Mill J. St. 22.
Möbius J. P. 24 ff.
Näcke P. 22.
Nietzsche Fr. 39, 45.
Platon 11, 28.
Scheffler K. 44, 46.
Schelling F. W. J. 14 ff., 42.
Schlegel Fr. 14.
Schleiermacher Fr. 11 ff.
Schopenhauer A. 10 ff.
Simmel G. 22, 41 ff.
Thiel M. 16 ff.
Thompson H. B. 44.
Vaerting Mathias 47 ff.
Vaerting Mathilde 47 ff.
Weber M. 42 ff.
Weininger O. 27 ff.
Wreschner 51.

Inhaltsverzeichnis

Seite

Einleitung: Zur Klärung der Frage nach der psychischen Geschlechtsdifferenz 1

Absicht der Arbeit und Aufgabe der Einleitung 1 — Problembereich der Frage nach der psychischen Geschlechtsdifferenz 1 Lebensbereich der Geschlechtsdifferenz als solcher 6 — Der philosophisch-anthropologische Charakter der Einleitung 9.

I. Spekulative Geschlechterpsychologie 10

Spekulative Auffassung der Fortpflanzung bei Kant, Fichte, Schleiermacher und Schopenhauer 11 — Dualistiche Auffassuug der Doppelgeschlechtlichkeit bei Fichte, Humboldt, Fr. Schlegel und Schleiermacher 12—Auffassung der Doppelgeschlechtlichkeit als einer polaren bei Schleiermacher, Fr. Schlegel, Schelling, Schopenhauer, E. v. Hartmann und Thiel 14 — Sonstige Bemerkungen dieser Autoren 20.

II. Die physiologisch orientierte Psychologie 22

H. Ellis 22 — J. P. Möbius 24 — Max Hartmanns Geschlechtsbestimmung 26.

III. Weiningers Thypologie und Charakterologie 27

Seine Absicht 27 — die sexuelle Mannigfaltigkeit 28 — durch Typenkonstruktion zu begreifen 29 — polare Gegensätzlichkeit von Mann und Weib 33.

IV. Zur bisherigen Kritik der Geschlechterpsychologie. 38

Mayreder 38 — Bäumer 43 — die statistische exakte Psychologie Heymans', Thompsons und Lipmanns 46 — Mathias und Mathilde Vaertings Neubegründung der Psychologie von Mann und Weib 47.

Zusammenfassung 57

Literaturverzeichnis 65

Namenregister 67

Curriculum vitae

Ich, Johannes Zantop, aus Basel, wurde auf St. Chrischona bei Bettingen am 20. Januar 1914, als 2. Sohn des theologischen Lehrers der Pilgermission, Eduard Ludwig Zantop, und seiner Gattin, Bertha Zantop, gebt. Forrler. geboren.

Von 1920 bis 1924 besuchte ich die Primarschule in Bettingen; dann, nach dem Tod meines Vaters, im März 1924, die Realschule in Basel bis 1928, und anschliessend die 4.-8. Klasse des mathematisch-naturwissenschaftlichen Gymnasiums, wo ich die Reifeprüfung, im März 1933, bestand.

Da ich ursprünglich Medizin studieren wollte, absolvierte ich ein Semester an der philosophisch naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Basel (S. S. 1933), musste dann aber das Studium aufgeben und nahm eine Stelle als pharmakologischer Laborant bei der Ciba an. Diese Stelle verliess ich Ende Oktober 1936, um das Studium der Theologie aufzunehmen, ging zuerst ein Semester an die theologische Schule in Bethel/Bielefeld (W.S. 1936/37), dann ein halbes Jahr nach Marburg, um dort die Ergänzungsprüfungen in Latein. Griechisch und Hebräisch vorzubereiten, welche ich alle bis zum Herbst 1938 vor der kantonalen Maturitätskommission bestanden habe. Für das W. S. 1937/38 immatrikulierte ich mich sowohl an der theologischen wie an der philosophisch-historischen Fakultät der Universität Basel. Zu Beginn des W. S. 1940/41 verliess ich dann die theologische Fakultät, um mich dem Studium der Psychologie, Philosophie und Religionsgeschichte zuzuwenden.

Vorlesungen habe ich gehört bei den Herren Professoren Dr. H. Bart, Dr. W. Baumgartner, Dr. E. Bonjour, Dr. B. Dukor, Dr. W. Eichrodt, Dr. H. Gauss, Dr. P. Häberlin, Dr. R. Liechtenhan, Dr. H. Meng, Dr. K. Meuli, Dr. E. Probst und Dr. H. Schmalenbach. Ausserdem habe ich an den Uebungen der Herren Professoren Dr. H. Bart, Dr. W. Baumgartner, Dr. H. Gauss, Dr. P. Häberlin, Dr. E. Probst und Dr. H. Schmalenbach teilgenommen.

Allen meinen Lehrern werde ich für die mir erwiesene Förderung meiner Studien dankbar bleiben, insbesondere aber Herrn Prof. Dr. P. Häberlin, unter dessen Leitung die vorliegende Arbeit entstanden ist.

Gegenwärtig bin ich Mitglied des Anthropologischen Instituts der Stiftung Lucerna.